

VOLKS-TRIBÜNE.

Social-Politisches Wochenblatt.



Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 893 der Zeitungspreisliste für das Jahr 1890.)

Redaktion und Expedition:
S.O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4 spaltige Petit-Zeile ober deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Speditoren
„Volksblatt“ Zimmer-Strasse 44.

Nr. 15.

Sonnabend, den 12. April 1890.

IV. Jahrgang.

Der 1. Mai. Gedicht von N. Seidel. —
Zum 1. Mai. — Stimmen zum 1. Mai. —
Die Berliner Konferenz. — Die Rede Delahaye's
auf der Berliner Konferenz.

Zu eng. Gedicht. — Novelle von Mackay VI.
— Sozialistische Spaziergänge. — Eine Frauen-
arbeits-Enquete in den Vereinigten Staaten II.
— Schwarze Listen. — Zum bürgerlichen Gesetzbuch II.

Zur Beachtung!

Unsere auswärtigen Abonnenten bringen darauf, daß die „Berliner Volks-Tribüne“ bereits Donnerstag Abend redaktionell abgeschlossen werde, damit Freitag Morgens die Ablieferung zur Post beginnen könne.

Wir wissen noch nicht, ob der Berliner Verhältnisse wegen dieser Wunsch zu erfüllen sein wird, bitten aber alle Vereine und Einsender, uns möglichst bis Donnerstag Mittag alle Annoncen, Vereinsanzeigen etc. zugehen lassen zu wollen.

Redaktion der „Berliner Volks-Tribüne.“

[Nachdruck erlaubt.]

Der neuen Aera erster Mai.

Von Robert Seidel.

Wir schaffen nicht! Der erste Mai
Sei unser, unser Feiertag;
Als höchsten nehmen wir ihn frei
Und führen diesen ersten Schlag,
Den gleichen Schlag in aller Welt,
Wo unterm Joch die Arbeit leucht,
Den gleichen Schlag, so weit das Geld,
Das feile Geld den Geist verflucht.

Wir graben nicht an diesem Tag!
Wir graben lang im tiefen Schacht,
Wohin kein Fünkchen dringen mag
Vom Feuer, das am Himmel lacht.
Wir steigen an der Sonne Licht,
Wo unsere Kohle locht den Dampf,
Der eisend uns die Bahnen bricht
Zur Freude, weit hinweg vom Kampf.

Wir bauen nicht an diesem Tag,
Da jeder Keim zur Luft erwacht;
Wer knechtlich hant in dumpfer Plog,
Wird von der Welt mit Recht verlacht.
Wir haben lang genug gebaut
Die Zwingsburg gold'ner Tyrannei,
Nun endlich sei auch aufgeschaut!
Nun komme endlich unser Mai!

Wir weben nicht an diesem Tag!
Wir woben lang am Hungertuch;
Es ruh' der Weberlade Schlag,
Es ruhe auch des Webers Fluch.
Den Wehstuhl einer neuen Zeit —
Den rüsten wir und hämmen auf,
Und nach der Freiheit Herrlichkeit
Gerichtet sei der Schiffe Lauf.

Wir hämmern nicht an diesem Tag!
Wir schmieden nicht am ersten Mai!
Wir stellen aber eine Frag'
An jeden, der vom Golde frei:
Wer hat das Recht, zu feiern? Wer?
Wer nur darf sagen: Heut sei Fest!
Vielleicht der Drohnen kleines Heer
Und nicht der grobe, fleiß'ge Rest?

Als Gott der Herr die Welt gemacht,
Da sprach auch er: Nun will ich ruh'n;
Und wir, die Schöpfer ird'ischer Pracht,
Wir dürften nicht ein Gleiches thun?
Nein, äben wir ein göttlich Recht,
Wie groß der Knechte Furcht auch sei;
Denn wir, der neuen Zeit Geschlecht,
Wir bilden unser Loos uns frei.

Wir setzen einen Feiertag,
Wenn's auch des Goldes Nacht verlegt,
Wir setzen einen Ruhetag,
Den keine Kirche uns gesetzt.
Nur einen, einen ein'gen Tag
Für uns, die wir die Arbeit thun!
Nur einen, einen ein'gen Tag
An dem wir frei uns wollen ruh'n!

Wir schaffen nicht am ersten Mai!
Wir schaffen ja das ganze Jahr
Und werden doch nicht sorgenfrei,
Und doch bleicht Glend unser Haar!
Drum soll die Arbeit einmal ruh'n
Bei jedem Volk am gleichen Tag —
Der Freiheit gelte unser Thun,
Und Knechtschaft treffe wucht'ger Schlag.

Ein Rufungswort, ein Feldgeschrei,
So weit erschallt der Arbeit Klage:
Der erste Tag im schönen Mai
Sei unser, unser Feiertag!
Wir nehmen und wir halten fest
Und geben ihn für Gold nicht frei
Den einen Tag, das hohe Fest,
Der neuen Aera ersten Mai!

Zum 1. Mai.

Ein sehr geachteter, im Auslande weilender Parteilgenosse schreibt uns — und zweifellos zeichnet er das Ziel der jetzigen Bewegung sehr zutreffend, wenn man auch streiten mag, wie weit wir jetzt gerade dem Ziele uns zu nähern vermögen:

Die Feier des 1. Mai beschäftigt gegenwärtig die Arbeiterklasse beider Welten.

Was soll am 1. Mai geschehen?
Hier und dort sind große Demonstrationen zu Ehren dieser Feier angeregt worden. Vielleicht wird man sie verbieten. Und geschieht dies, was dann?

Nun, der Demonstration können wir entzathen! Auch ohne Kling-Klang und ohne Fahnen-schwenken können wir diesen Tag feiern.

Dieser offizielle Festklarm macht nicht das Erhebende an der Feier aus. Nein, die Thatade, daß zu derselben Stunde die Räder auf dem weiten Erdenrunde still stehen und zwar auf Geheiß des simplen unbedeutenden Arbeitsmannes, der einmal sich selbst gehören will, diese Thatade erscheint uns das wahrhaft Großartige, Imposante an der Feier zu sein.

Wie wird es der Bourgeoisie vor ihrer „eigenen Gottesähnlichkeit bange“ werden, wenn sie vernimmt, daß die größten Fabriketablissemments am 1. Mai feiern mußten, weil die Arbeiter einmal die Arbeitslast von ihrer Schulter schütteln wollten!

Außerdem werden die Arbeiter durch diese Feier beweisen, daß hinter den Beschlüssen des internationalen Kongresses die großen Massen des Volkes standen. Gegenüber dieser Massenbewegung wird dann das thörichte Gerede der Bourgeoisie von den armen misleideten Massen schweigen.

Keine Macht der Erde kann den Arbeitern verbieten, an diesem Tage nicht zu arbeiten! Kann auch der Schutzmann zur Arbeit schleppen, wenn ihr daheim das hohe, wahrhaft christliche Evangelium des Tages, die frohe Botschaft eurer beginnenden Emanzipation verkündet und euer Herz an den Schriften eurer großen Denker und Kämpfer begeistert?

Kraft ihrer gewaltigen Organisation hat die Arbeiterklasse dann den alten christlichen Kalender verbessert. Sie hat ein neues Ostern eingeführt, das fröhliche Auf-erstehungsfest der Arbeiterklasse. Nicht die offizielle Festrednerie, nicht lärmende Demonstrationen, sondern stillstehende Fabriken zeigen eure ganze Stärke.

Lasset die Säbel da draußen rasseln; ihr Gerassel bringt doch nicht Maschinen in Bewegung, welches nur euer starker Arm vermag.

Ihr zeigt damit, daß das ganze Wirtschaftsgetriebe von euch abhängt.

Und das ist die Hauptsache.

Stimmen zum 1. Mai.

Der Londoner „Sozialdemokrat“ von voriger Woche bespricht die Angelegenheit in sehr objektiver Weise und kann zum Schlusse auch nicht umhin, zur Eile zu mahnen. Wir heben aus seinem Artikel Einiges hervor. Nachdem der „Sozialdem.“ betont hat, daß anfangs alles — Versammlungen und Presse — einig gewesen sei in der Begeisterung für den Feiertag, fährt er fort:

„Meinungsverschiedenheiten erhoben sich erst, als — unseres Wissens zuerst in der Gewerkschaftspresse — die sehr berechnete Frage erörtert wurde, wie denn nun dieser Feiertag begangen werden solle, um sich, und zwar in würdiger und eindrucksvollster Weise auch äußerlich als solcher zu kennzeichnen. . . . Es wurde die Frage erörtert, was die vorgeschrittene Arbeiterschaft derjenigen Orte, an welchen die Bewegung nicht stark genug sei, um den Arbeiterfeiertag zu erzwingen, thun solle, um auch ihrerseits möglichst wirksam im Sinne der Pariser Resolution zu demonstrieren. Schließlich glaubten eine Anzahl Berliner Genossen, die theils in der politischen, theils in der Gewerkschaftsbewegung eine Vertrauensstellung einnehmen, mit einem bestimmten Vorschlag heraustrreten zu sollen. Sie veröffentlichten Ende der vorvorigen Woche im Berliner „Volksblatt“ und der „Volks-Tribüne“ folgenden Aufruf. . . . (folgt dieser) . . .

„Gegen die darin entwickelten Vorschläge läßt sich grundsätzlich nichts sagen, so viel man vom Zweckmäßigkeitsstandpunkt gegen den einen oder den andern einwenden mag. Es würde daher unseres Erachtens die betreffenden Berliner Genossen, wenn sie, sie als solche den Arbeitern und Genossen in Deutschland unterbreitet hätten, nicht nur kein Tadel treffen können, sondern im Gegentheile ihnen volle Anerkennung gebühren. Einen Fehler haben sie dagegen damit gemacht, daß sie sofort, ohne die Genossen anderer Orte, und vor allen Dingen diejenigen Genossen zu hören, denen durch das Vertrauen der Gesamtpartei die Leitung der Parteiangelegenheiten übertragen ist — wir meinen den Fraktionsvorstand — eine allgemeine Parole ausgaben.“

„Die Berliner Genossen weisen auf die kurze Spanne Zeit hin, die uns noch von dem 1. Mai trennt, und das entschuldigt ihr plötzliches Vorgehen; denn die Zeit drängt, endgültig Stellung zu nehmen.“

Der „Sozialdem.“ kommt dann auf die Bedenken zu sprechen, daß der 1. Mai leicht zu blutigen Konflikten mit der Militärgewalt führen könne; der deutsche Korrespondent der „Wiener Arbeiterzeitg.“ habe die Konferenz der preussischen Generale in Berlin sogar damit in direkten Zusammenhang gebracht. Dann fährt das Blatt fort:

„Es erhebt sich um so dringender die von den Berlinern ausgeworfene Frage: was soll am 1. Mai geschehen?“

„Es handelt sich nicht nur um die Stellung der deutschen Arbeiter, sondern der Arbeiter aller Länder. Deutschland steht heute an der Spitze der modernen Arbeiterbewegung, die Augen der vorgeschrittenen Arbeiter aller Länder sind auf die Bewegung der deutschen Brüder gerichtet. Wie der Wahlsieg derselben sie alle begeistert,

*) Durch Nichtausgabe der Petitionslisten wurde für diesen Fehler — wenn man überhaupt davon sprechen kann — sofort Remedur geschaffen, sobald sofort jeder Grund wegfiel, den Berliner Vorschlag mit formalen Kompetenzbedenken zu bekämpfen.

ihnen neuen Muth eingebläst hat, so kann auch das Verhalten der Deutschen in dieser Frage nicht ohne Rückwirkung auf sie bleiben. Zum mindesten ist es nothwendig, daß sie rechtzeitig über die Schritte derselben aufgeklärt werden. Zu welchem Entschluß immer die deutschen Genossen kommen, sobald sie ihn rechtzeitig unter Anführung der maßgebenden Gründe bekannt machen, hat das für das Ausland nichts auf sich. **Auders der gegenwärtige Zustand der Ungewißheit.** Dieser kann nur lähmend auf die andern Länder zurückwirken. Unter diesen Umständen ist es allerdings sehr wünschenswert, daß die Entscheidung **so bald als nur irgend thunlich** getroffen wird. . . . Wir sind überzeugt, daß alle Genossen darin einstimmig sind, das unsaubere Spiel unserer reaktionären Widersacher nach Kräften zu verderben, sowohl indem etwaigen Provokationsgelüsten derselben nach Kräften entgegen gewirkt wird, als auch indem Mittel und Wege gesucht werden, dasjenige trotzdem zu erzielen, was jene zu vereiteln bestrebt sind. Auf der Basis dieses Grundgedankens ist eine Verständigung sehr wohl möglich, und nichts sollte unterlassen werden, was geeignet ist, eine solche, wir wiederholen, **so bald als möglich** herbeizuführen.

Bereits vorige Woche hatte die „Sächsische Arbeiterzeitung“ geschrieben: **„Der Aufruf der Berliner Genossen war einfach die kurze und präzise Formulierung dessen, was ein großer Theil der deutschen Arbeiterwelt bereits in Beschlüssen niedergelegt hatte. Darum auch der Erfolg, der sich durch Abdruck in allen Arbeiterblättern zeigte. Wir können uns deshalb denen nicht anschließen, die jetzt zurückzertzen. Wenn die neugewählte sozialdemokratische Fraktion, die übrigens noch nicht gesprochen hat, das Losungswort „Nichtfeiern“ ausgeben wollte, dann mußte sie sofort nach der ersten Versammlung, die den Beschluß zu feiern faßte, Stellung nehmen und nicht erst die Bewegung ins Unendliche wachsen lassen. So scheint es in der That, als ob „Tageblatt“ und „Vaterland“ in Leipzig Recht hätten, wenn sie sagen, der Fraktion werde bange vor den Folgen der Demonstration. In einem Artikel des „Wähler“, den nach dem „Hamb. Echo“ einer der angesehensten Reichstagsabgeordneten verfaßt hat, wird wirklich und wahrhaftig davor gewarnt, daß man den ersten Mai statt eines Tages friedlichen Triumphs nicht zu einem Tage blutiger Niederlage mache. — Das sieht ja gerade so aus, als ob die Sozialdemokratie nur so mit Gewaltthätigkeiten um sich wüfeln! Wir haben eine bessere Meinung vom deutschen Arbeiter. . . . Die Warnung, sich nicht provozieren zu lassen, ist stets am Platze, aber die Angst davor nicht. . .“**

Einen recht befremdlichen Artikel bringt der Leipziger „Wähler“. Danach hätten die Berliner Genossen vorgeschlagen, „am 1. Mai allenthalben nicht zu arbeiten“, sie hätten die „Negation der Blaumacherei“ „als eine Art Verrath am heiligsten Bellarirt“ — und nun schüttel der Verfasser sein übervolles Herz aus über „allgemeines Blaumachen“, „Verletzung der Gewerbeordnung“, über „den Klimbin geräuschvoller öffentlicher Effekte“, „die mit Zündstoff überfüllten Verhältnisse“, „Stichköpfe“, „Lochspitzel“ und „Kaufereien“. Der Artikel schließt dann mit der eindrucksvollen Wendung: „In Reih' und Glied! Durch die Erhaltung der Disziplin, durch deren eiserne Wahrung ist es allein möglich gewesen, die Jahre seit 1878 zu überwinden und Bismarck und Puttkamer zu bestiegen. In Reih' und Glied! Das erfordert auch humanistische Rücksichtnahme auf die Verschiedenartigkeit der Verhältnisse unter den Arbeitern.“ Alles recht schön, vielleicht sogar zu schön. Als recht profaische Gesellen können wir uns aber doch nicht enthalten, dem geehrten Verfasser den guten Rath zu geben, das nächste Mal den Aufruf der Berliner Genossen erst zu lesen, ehe er wieder seine gewiß sehr gründliche Meinung darüber kundgibt.

Die internationale Konferenz,

die in Berlin tagte, ist geschlossen, die Delegirten sind zurückgereist, die Kapitalisten athmen erleichtert auf. Das Kapitalisten-Parlament hat seine Schuldbiligkeit gelhan, es hat die „schränkenlose und willkürliche Ausbeutung der Arbeitskraft“ nicht zu behindern versucht.

Seine Beschlüsse sind nichtsagend, unbedeutend und ohne jede praktische Folge. Man glaubt, die Erlasse vom 4. Februar damit beseitigt und begraben. Man wird sich wieder auf den Standpunkt des ungenügenden „Arbeiterschutzes“ zurückziehen können, der sich in den Beschlüssen des Reichstages schon früher kund gegeben hat. Das Pelzwaschen, ohne ihn naß zu machen, kann vorläufig weiter fortgesetzt werden.

Die „Freisinnige Zeitung“ hat vollkommen recht, wenn sie meint, über die sozialpolitischen Fragen wird es im neuen Reichstage zu keinen irgendwie heftigen Auseinandersetzungen kommen. O nein! das Recht der Arbeiter, ausgeübt durch den Wunsch und Willen von einer Million und viermalhunderttausend Stimmen, hat dort ja nur 35 Vertreter! Was ist das?! Man läßt diese sprechen, begräbt ihre Anträge mit heuchlerischen Wohlwollensphrasen in den Kommissionen, um sie da „gründlich zu prüfen“ und stimmt im kapitalistischen Interesse wie bisher weiter.

Es kommt dann vielleicht ein von Ausnahmen durchlöcherter Befehl zustande, daß auf dem Papiere nach etwas aussteht, etwas für die Kinder und jugendlichen Arbeiter verspricht, das aber neben den Ausnahmen wegen der mangelnden Fabrikbeaufsichtigung willkürlich verlegt

und unter wohlwollender Berücksichtigung des Profitinteresses lustig umgangen wird. Da braucht man sich nicht aufzuregen, es bleibt alles beim Alten. Die Gesellschaft bleibt auf dem Seziertische liegen und die Kapitalisten schneiden nach wie vor ihre Beute heraus. Da wird rührende Einheit von den Anhängern des Sozialistentödters Eugen Richter bis zum bauernschindenden Junker sein. Erst wo die Interessen der Kapitalistenschichten unter einander in Zwiespalt gerathen, da wird das alte Nörgeln, der alte kleinliche Haber das hohe Haus in Aufregung setzen. Ob einige hunderttausend Mark mehr in afrikanische Abenteuer gesteckt werden, das ist ein ganz anderer Streitgegenstand, als die Regelung der Arbeit, so, daß die Gesundheit, die Sittlichkeit, die wirtschaftliche Lage und die gesetzliche Gleichberechtigung der Arbeiter gesichert wird, wie die Erlasse vom 4. Februar es versprechen. Da kann man „freisinnige“ Kalophoniumblitze gegen die „Gouvernementalen“ abbrennen. Sie leuchten, aber wärmen nicht und zünden nicht. Es wird zuletzt alles bewilligt, nachdem vielleicht zwei Gefreitenknöpfe an den 72 neuen Batterien abgestrichen sind, und der Glanz des „Freisinnes“ ist gerettet.

Somit wäre alles für die kapitalistische Menschheit sehr gut, für die Arbeiter nach wie vor trostlos und traurig. Der alte Schlußzirkel, den Herr Dr. Ritter den schlesischen Bergarbeitern vorhielt: Ihr leistet nicht genug, darum könnt ihr nicht besser bezahlt werden, worauf die Arbeiter erwidern: wir sind zu mangelhaft ernährt, zu sehr ausgemergelt durch lange Arbeitszeit, daher können wir nicht mehr leisten, wird seine verhängnisvollen Kreise weiter ziehen und die Volkskraft, die Arbeitskraft, die Kultur weiter in den alles verschlingenden Abgrund des rücksichtslosen Kapitalprofites hinabwurbeln. Die „Freisinnigen“ werden dem Untergehenden, der in der Todesangst die Hände erhebt, erwidern: Wir dürfen dir nicht helfen, du bist ein freier Mann, du mußt dir selbst helfen. Die Hilfe des Staates würde deine Verantwortlichkeit, deine Freiheit aufheben. Verhungere, stirb! Es lebe die Freiheit! Die „National-liberalen“ werden sagen: Siehe, 16 Prozent Dividende, das ist nicht ausreichend, damit können wir bei unserer Nichtarbeit, der vielen freien Zeit wegen nicht standesgemäß leben. Die Industrie, das sind wir. Die Verkürzung unserer Einnahmen ist die Schädigung unserer Industrie. Also halte still, gehe unter. Ein besseres Dasein für dich verträgt die Industrie nicht.

Die Klerikalen werden sagen, indem sie sich zum seitigen Mahle an den Tisch des Kapitals setzen: Warte nur, wenn die Religion erst so weit ist, daß die Kapitalisten auf Ueberschneidung verzichten, weil der Mensch nicht Schätze sammeln soll, die die Motten und der Rost fressen, dann beginnt auch für dich die gute Zeit. Bis dahin bete, daß diese Zeit bald komme. Wir predigen sie freilich schon 2000 Jahre, nun nach abermals 2000 Jahren werden wir wohl — da sein, wo wir heute sind, trotz Kirchen, Pöbsten und Priestern, wenn der Arbeiter so lange auf euch wartet, meine Herren!

Die „Konservativen“ heißen ja so, weil sie das alte Unrecht, daß ein kleiner Theil der Menschen genießt und die große Mehrzahl leidet, konserviren wollen.

Alles ist einig, es bleibt, wie es ist. Wir haben es nicht anders erwartet und dennoch sind für uns die Erlasse vom 4. Februar und der internationale Kongreß Merksteine, von welchen ab wir unseren weiteren Weg messen werden.

Die Erlasse erkennen an, was wir fordern:

Es ist die Aufgabe des Staates, die Arbeit in Bezug auf Zeit, Dauer und Art so zu regeln, daß die Gesundheit, die Sittlichkeit, die wirtschaftliche Lage und die gesetzliche Gleichberechtigung der Arbeiter gewahrt bleiben.

Der feierlich bernajene Kongreß hat, trotzdem er nichts geleistet hat, diesen Ausspruch geheiligt, ihn durch sein bloßes Zusammentreten anerkannt. Was uns bis dahin wüthend bestritten wurde, es ist uns zuerkannt. Auf eine hartnäckig verteidigte Schanze haben wir unsere siegreiche Fahne aufpflanzen können. Man soll diesen Punkt uns nicht wieder nehmen dürfen. Man mag daran deuteln und nörgeln, man mag verdrehen und ableugnen, man schafft dadurch die Erlasse, die ja eigentlich nur für Deutschland von Erheblichkeit waren, und den Kongreß, der diese Bedeutung für alle Länder, für alle Arbeiter bestiegelt hat, nicht aus der Welt.

Wir haben eine allgemein und international gültige Anerkennung erlangt, daß ein Arbeiterschutz von Staats wegen nothwendig und zulässig ist.

Daß der nur lediglich kapitalistische Interessen vertretende Kongreß über dasjenige, was „berechtigte Forderungen“ der Arbeiter sind, mit uns sehr verschiedener Meinung sein würde, daß er in betreff der Grenze der Ausdehnung des Arbeiterschutzes sich darauf beschränken würde, was sich unter der Wucht der Umstände heutzutage nicht mehr verweigern läßt, daß er selbst da noch Abstriche im Interesse des Kapitalprofites versuchen würde, wer hätte das anders erwarten können?! Wer wäre so thöricht gewesen zu hoffen, diesen Kongreß, auf welchem die Arbeit ohne Vertretung war, würde deren Interesse gewahrt haben?! Was schade das! Ist erst der Grundbaß zugestanden, wie es geschehen ist, dann ist es unsere Aufgabe, nur für die Weiterentwicklung der Sache zu sorgen.

Den Schlüssel der feindlichen Stellung haben wir erobert, aus dieser Stellung werden wir unsere Angriffe mit mehr Nachdruck forsetzen können. Neue Konferenzen werden sich als nothwendig herausstellen, in diesen wird auch die Arbeit ihre berechtigte Vertretung finden. Die Beschlüsse werden dann anders ausfallen als heute.

Das Interesse der Menschheit und ihrer Zukunft, das wir vertreten, wird dann das Interesse des Kapitalprofites bestrebt haben.

Muthig weiter diesem Ziele entgegen, damit bald neue Stellungen dem Feinde abgerungen werden! Kein Säumen, immer vorwärts, auch der scheinbare Misserfolg unserer Sache, der in den Beschlüssen des internationalen Kongresses liegt, wird durch unseren Muth, unsere Thatkraft, unsere Klugheit zu einem großen Erfolge werden.

Frankreich auf der Arbeiterschutzhkonferenz.

II.

(Vergl. Nr. 13).

Als Vertreterin der kapitalistischen Interessen konnte es der französischen Regierung natürlich nicht in den Sinn kommen, den von dem sozialistischen Stadtrath Longuet erhobenen Vorschlag zu beherzigen, der Delegation mehrere Vertreter der Gewerkschaften zuzugesellen. Als republikanische Regierung fühlte sie sich jedoch der Arbeiterklasse gegenüber zu dem Kompliment verpflichtet, auch offiziell einen Arbeiter zur Berliner Konferenz zu entsenden.

Die Delegation eines Arbeiters ist die reine konventionelle Lüge der bürgerlichen Republik. Der Mann hatte ja genaue Instruktionen erhalten, nicht die Interessen seiner Klasse, sondern diejenigen von deren Ausbeutern zu vertreten. Dadurch, daß der Arbeiterdelegirte diese Instruktionen annahm, hatte er sich von vornherein zur Rolle eines Strohmannes, eines bloßen Dekorationsmöbels der Republik in Berlin verurtheilt.

Schon dadurch, daß die Regierung einen Arbeiter wählte, der durchaus außerhalb aller kämpfenden, sozialistischen Organisationen steht, hatte sie der Rolle des „Arbeiterdelegirten“ jede Bedeutung nehmen wollen. Anfangs hatte es geheißt, sie gedenke den Deputirten Dumay, den ehemaligen Abgeordneten Basly oder Benoit Malon nach Berlin zu senden. Aber weder der Possibilist Dumay, noch der Radikale Basly, noch aber der Relativist Malon waren ihr als blaß und politisch farblos genug erschienen.

So gestellte sie der Delegation den politisch undverdächtigen Maschinenbauer Viktor Delahaye zu.

Delahaye ist ein Mann von ca. 60 Jahren, der sich seit ungefähr 30 Jahren mit dem Studium ökonomischer Fragen beschäftigt. An der Kommune nahm er einen rein professionellen Antheil. Er nahm das Inventar der verlassenen und an die Gewerkschaften überwiesenen Werkstätten auf und organisirte in ihnen die genossenschaftliche Arbeit. Die Versailler Schreckensherrschaft trieb ihn nach England ins Exil. Er benutzte die Zeit, um sich mit den englischen Arbeitsverhältnissen bekannt zu machen. Nach seiner Rückkehr verschafften ihm seine Kenntnisse, sein klares, ruhiges Urtheil ziemlichen Einfluß in seiner Gewerkschaft. Er warb 1876 zur Weltausstellung von Philadelphia und 1883 zu der von Amsterdam geschickt und machte sich ganz besonders mit den amerikanischen Arbeitsverhältnissen vertraut. Delahaye hat den Verband der Maschinenbauer des Seinedepartements vor verschiedenen Kommissionen auf Kongressen u. s. w. vertreten. Der nach der Reise nach Philadelphia eingereichte Rapport, sowie seine Ansagen vor der Kommission der 44 waren bemerkenswerthe Leistungen. Auch die den verschiedenen possibilistischen Kongressen vorgelegten Berichte, in denen er ganz besonders für den achtstündigen Normalarbeitstag eintritt und an der Hand einer Vergleichung der englischen, amerikanischen und französischen Arbeitsverhältnisse recht klare und sachliche Argumente entwickelt, ragten über die gewöhnlichen Durchschnittsreferate empor.

Welche übrigens wohl verdiente Ironie, daß dem Mann gerade in der Frage der Mund geschlossen ist, in welcher er mit Kompetenz sprechen könnte! Soweit er sprechen durfte, bringen wir seine bemerkenswerthe Rede.

Rede des Delegirten Viktor Delahaye auf der Berliner Konferenz.

Herr Präsident, meine Herren Delegirten, Im Augenblick, wo die Diskussionen über einen Gegenstand eröffnet werden, der die Arbeiter ganz besonders interessiert, ersuche ich um die Erlaubniß, so kurz als möglich das Resultat meiner Erfahrungen über die Verhältnisse und Bedürfnisse der Arbeiter darzulegen.

Während der vierzehnhundert Jahre des Mittelalters waren die Transport- und Verkehrsmittel wenig entwickelt, die Produktion war eng begrenzt, die lokalen Bedürfnisse bestimmten sie und zogen ihr Schranken. Jeder Arbeiter war Eigenthümer seines bescheidenen Werkzeuges, er erhielt den unverkürzten Werth des Produktes seiner Arbeit. Lohnarbeit kam nur ausnahmsweise und zeitweilig vor, auf jeden Arbeitsherrn, Meister, gab es nur einen Lohnarbeiter. (Heut ist das Verhältnis ein umgekehrtes, in den Vereinigten Staaten, in Großbritannien, in Frankreich kommen im Durchschnitt zwölf Lohnarbeiter auf einen Arbeitsherrn.)

In ganz Europa hatten diese kleinen, vom Produkt ihrer Arbeit lebenden Meister ein direktes Interesse daran, den Arbeitstag nicht übermäßig zu verlängern. Um ihre Familie aufzuziehen, sich gegen eine unsichere Zukunft und die Unfälle des Alters sicherstellen zu können, hielten sie den Preis der Handarbeit und die Innungs- und Junft-Tarife in entsprechendem Verhältnis zu den Preisen der Existenzmittel. Da nur ein Lohnarbeiter auf zehn Meister kam, so hatte jeder Lohnarbeiter die Gewißheit, seinerseits der Nachfolger eines dieser Meister zu werden.

Unter solchen Verhältnissen waren Verhandlungen und Verständigungen, kurz alle industriellen und sozialen Beziehungen leicht und dauerhaft; Streiks, freie Koalitionen, „schwarze Listen“, Lockouts und Boykotts waren unbekannt oder sich ausnahmsweise ereignende Dinge. Die Arbeit war eine natürlich gemäigte; da das Kapital und die Arbeit nur ausnahmsweise getrennt waren, so bildeten sie keine feindlichen Gegensätze und konnten sie keine solchen bilden. Die Zukunft und Würde des Arbeiters waren sicher gestellt.

Vierzehn Jahrhunderte lang war die Lage der Arbeiter, war die Auffassungsweise über die ökonomische Gleichheit eine solche.

Soll das etwa sagen, daß sich die Kleinindustrie und ihre notwendige Ergänzung, die Zünfte und Innungen wie derhergestellt sehen möchte? Gewiß nicht, ich bin im Gegenteil überzeugt, daß dies unmöglich ist. Das hieße in der ökonomischen Welt produktiv mittelmäßige und unzulängliche Arbeitsmittel an die Stelle der wunderbaren Produktionskraft der modernen Großindustrie setzen.

Um das Loos der Arbeiter auf wirksame und dauerhafte Art zu bessern, um den periodischen Krisen der Ueberproduktion, welche ebenso mörderisch wie die Hungernöthe des Alterthums geworden sind, um diesen Krisen ein Ende zu machen, erachte ich, daß es einer industriellen Organisation bedarf, welche die neuen Produktionsmittel der modernen Großindustrie zur Grundlage hat. Durch eine internationale Arbeitsgesetzgebung wird dieses wichtige „Desideratum“ nach und nach verwirklicht werden.

Seit einem halben Jahrhundert ist dies der von den Arbeitern Europas und Amerikas auf allen nationalen und internationalen Kongressen wiederholt ausgesprochene Wunsch. Daß auf der internationalen Konferenz zu Berlin Delegirte anwesend sind, welche von fast allen europäischen Nationen entsendet wurden, ist eine weitere, hochbedeutende Bestätigung dafür.

Ohne der Uebertreibung geziehen zu werden, kann man behaupten, daß wir in diesem Augenblick dem sich in den Thatsachen und Einrichtungen vollziehenden Geburten des großen zeitgenössischen Gedankens betwohnen: der von der Wissenschaft besiegten Natur. — Sie wird den Menschen zum Herrn seines Geschicks machen, sie wird seinen Gesehen, seinen Fortschritt, seiner Regelung der Arbeit, der Produktion und der Vertheilung der Produkte eine bewusste Leitung, eine gewollte Organisation verleihen, welche den neuen Bedürfnissen und den gegenwärtigen ökonomischen Nothwendigkeiten entsprechen.

Seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, der Geburtsstunde der Großindustrie, haben sich die großen Transport- und Verkehrsmittel derart entwickelt, ist die Produktion derart über die Bedürfnisse des thatsächlichen Konsums hinausgewachsen, daß wir die folgenden Beispiele geben, damit man sich eine Vorstellung hieron machen kann:

In der Baumwollindustrie funktionieren gegenwärtig in Europa und Amerika beim Spinnen der Baumwolle 100 Millionen Spindeln. Heute genügen 188,000 Arbeiter, um alle diese Spindeln in Bewegung zu setzen. Ein Jahrhundert zurück hätte es 100 Millionen von Arbeitern bedurft, um das gleiche Resultat zu erhalten. Das heißt, daß heute jede Person 530 mal mehr produziert, als früher.

In der Landwirtschaft, wo die maschinellen Fortschritte langsamer von statten gegangen sind, verrichtet der Dampfzug, der pro Stunde und Pferdekraft ungefähr 5 Centimes Ausgaben verursacht, die Arbeit von hundert alten Pflügen.

Was die Transportmittel anbetrifft, so betrug die mittlere Geschwindigkeit der Eilpost 8 Kilometer in der Stunde, die der Segelschiffe 6 Kilometer; heutzutage haben die Eisenbahnen eine durchschnittliche Geschwindigkeit von 80, die Dampfschiffe von 25 Kilometern. Heute gelangt man in 20 Stunden von Paris nach Berlin, vor der Erfindung der Eisenbahnen hätte man 60—70 Tage zu dieser Reise gebraucht. Mit Hilfe der telegraphischen und telephonischen Kommunikationsmittel können die entferntesten Völker binnen weniger Minuten miteinander verkehren.

Was das Wachstum der Betriebskräfte anbetrifft, so giebt es gegenwärtig 50 Millionen Pferdekraft auf unserem Planeten, das bedeutet eine Steigerung der mechanischen Kraft, welche der um eine Milliarde Arbeiter gleichkommt.

Gegenüber dieser wunderbaren Steigerung der mechanischen Kräfte erscheint es natürlich, den Arbeitern und vor allem den Kindern und jungen Leuten mehr Muße zu vergönnen, um ihnen zu ermöglichen, sich zu unterrichten und zu bilden, sich in Künsten und Wissenschaften zu vervollkommen und schließlich als Folge davon ihr Wohlsein in jeder Beziehung zu fördern.

Dies ist jedoch nicht der Fall.

In manchen Ländern werden die Kinder, die jungen Arbeiter, die Arbeiterinnen durch eine übermäßige Verlängerung des Arbeitstages überhärdet. In anderen Ländern wiederum sind die Arbeiter jedes Alters vollständig eines Ruhetages in der Woche beraubt. Einzelnen genommen zögern alle Nationen, aus Furcht vor der Weltmarktkonkurrenz, die Dauer des Arbeitstages zu beschränken, obgleich die Erfahrung mehr als zur Genüge bewiesen hat, daß bei dem modernen Maschinismus gerade diejenigen Länder das Maximum der Produktivität erreichen, welche den kürzesten Arbeitstag haben, daß gerade diese Länder unter den günstigsten Bedingungen für die Billigkeit der Waaren produzieren, daß sie am meisten gedeihen, und daß sie auf den Märkten der ganzen Welt die gefährlichsten Konkurrenten sind.

Außer den ökonomischen, physischen und menschlichen Erwägungen, welche die bei weitem wichtigsten sind, lassen mir gerade die Bedenken und Befürchtungen der industriellen Nationen eine gemeinsame Verständigung unter ihnen behufs Beschränkung und Regelung der Arbeitszeit in den industriellen Betrieben so wünschenswerth erscheinen.

Außer der so beträchtlichen Steigerung der Produktivität und der Produktivkräfte ist auch der soziale Reichthum in entsprechendem Verhältniß gewachsen und hat sich mehr und mehr angehäuft. Zum Beweis dafür die folgende Tabelle, welche der zehnjährigen Statistik der Vereinigten Staaten Nordamerika's entlehnt ist.

Zehnjährige Tabelle der industriellen Situation der Vereinigten Staaten von 1850—1880.

	1850	1860	1870	1880
1) Zahl der Werkstätten und Fabriken	129,025	140,433	252,148	253,852
2) Werth der fabrizirten Produkte	Mill. 6115	Mill. 11315	Mill. 21585	Mill. 27922
3) Zahl der Lohnarbeiter	958,070	1,311,246	2,053,962	2,732,596
4) Wieviel Arbeiter kommen auf 1 Arbeitsherrn	7	9	8	10,7
5) Gesamtsumme des in Arbeitsmitteln, Gebäuden und Rohstoffen angelegten Kapitals	Mill. 5551	Mill. 10411	Mill. 23494	Mill. 32173
6) Auf 1 beschäftigten Arbeiter kam also Kapital	5887	8739	11,438	11,770

Diese Tabelle zeigt für jedes der betreffenden Jahre die Zahl der Werkstätten (1), den jährlichen Werth der industriellen Produkte (2), die Gesamtzahl der Lohnarbeiter (3), ferner, daß die Zunahme der Lohnarbeiter in umgekehrtem Verhältniß zur Zahl der Werkstätten und in geradem Verhältniß zur Akkumulation des Nationalreichtums steht (4), die Gesamtsumme des in der Industrie angelegten Kapitals (5), das nöthige Durchschnittskapital, das auf jeden Arbeiter zur Ausübung seiner Thätigkeit (an Arbeitsmitteln) kommt (6).

Eine Prüfung dieser Tabelle ergiebt, daß von 1850 bis 1880 die Zahl der Arbeitsstätten sich nur verdoppelt hat. Die 2. Rubrik zeigt dagegen, daß sich der Werth der rektifizirten Produktion verdreifacht, und die 5. Rubrik weist nach, daß sich das Wachstum des Kapitals versechsfacht hat.

Diese Beobachtungen führen zu der Schlussfolgerung, daß den modernen Produktionsmitteln die Tendenz innewohnt, sich mehr und mehr in einer kleinen Anzahl von Händen zu konzentriren.

Wenn man die Zahlen der Rubrik 3 (Arbeiter) durch die gegenüberstehenden Zahlen der Rubrik 1 (Werkstätten und Fabriken) theilt, so drücken die Quotienten 7, 9, 8 und 11 aus, daß mit der Entwicklung des Maschinismus die Zahl der Lohnarbeiter in umgekehrtem Verhältniß zur Zahl der Werkstätten wächst. So kamen 1850 durchschnittlich nur 7 Lohnarbeiter auf jeden industriellen Betrieb, 1860 dagegen 9 und 1880 gar 11. Gerade das Entgegengesetzte konstatirt man für die Rubrik 5; die Zahl der Lohnarbeiter wächst in geradem Verhältniß zur Zunahme des Kapitals, welches für industrielle Produktionsmittel angelegt wird, und die Ersparnisse der Arbeiter nehmen im Verhältniß ab, als sich ihnen gegenüber die Akkumulation des sozialen Reichthums vollzieht.

Werfen wir einen Blick auf die „Ersparnisse“ der britischen Arbeiter. Wir halten uns für Abschätzung derselben an Robert Siffen, Chef der Statistik. Die Ersparnisse sind sorgfältig berechnet worden auf Grund der statistischen Ausgaben der Gesellschaften für den Bau von Arbeiterwohnungen, der Sparkassen, der Genossenschaften, der Rassen der Trades-Unions, Gewerkschaften, Fachvereine, der Unterstützungskassen, Kranken- und Altersklassen auf Gegenseitigkeit, und sie sind auf 3 Milliarden Francs geschätzt worden. Im Vergleich zu den Ersparnissen, welche sich die Reichen Großbritanniens angeeignet haben und welche auf 212 Milliarden Francs berechnet werden, ist erstere Summe relativ gering.

Nach dem nämlichen Statistiker beträgt die Akkumulation des Jahresreichtums, d. h. das disponible Nettoprodukt der Produktion 6 Milliarden Francs. Diese Summe ist doppelt so groß, wie die Gesamttersparnisse der britischen Arbeiter.

Aus diesen verschiedenen Beobachtungen ergiebt sich, daß ohne ein Eingreifen der Regierung der Arbeiter immer ärmer und ärmer wird, daß er sich mehr und mehr überarbeiten und überbürden muß.

Das ist nicht alles. In Folgendem zwei aus dem Leben gegriffenen Thatsachen, welche viel handgreiflicher und verständlicher sind.

Es handelt sich um die Ersparnisse selbst, welche von den britischen Arbeitern und den französischen Arbeitern in Sparkassen deponirt worden sind. Die beiden untenstehenden Tabellen zeigen, daß die Ersparnisse pro Person während der letzten Periode von 45 bis 50 Jahren um 41 bis 50 pCt. abgenommen haben.

Vergleichende Tabelle der Zahl der Deponenten und der eingezahlten Summen der englischen Sparkassen von 1831 und von 1881.

	1831	1881
Zahl der deponirenden Personen	429,000	4,140,000
Gesamtbetrag der eingezahlten Ersparnisse Durchschnittl. Ersparniß pro Person	342,375,252 Fres.	2,258,352,525 Fres.
Abnahme der Ersparniß pro Person	800	475
Prozentfuß d. Abnahme pro Person	—	325
		41 pCt.

Vergleichende Tabelle der Zahl der Deponenten und der eingezahlten Summen der französischen Sparkassen von 1835 und von 1880.

	1835	1880
Zahl der deponirenden Personen	121,527	3,841,104
Gesamtbetrag der eingezahlten Ersparnisse Durchschnittl. Ersparniß pro Person	62,185,676 Fres.	1,260,202,694 Fres.
Abnahme der Ersparniß pro Person	511	333
Prozentfuß d. Abnahme pro Person	—	278
		50 pCt.

Diese Tabellen zeigen auf den ersten Blick, daß für ungefähr ein Drittel der britischen Arbeiter, d. h. für einen verhältnißmäßig und zeitweilig wohlhabenden Bruchtheil, die Ersparnisse pro Person, welche 1831 noch 800 Fres. betragen, 1880 auf 475 Fres. gesunken sind. Das bedeutet eine Abnahme um 325 Fres. pro Person oder 41 pCt. Für ungefähr ein Drittel der französischen Arbeiter, d. h. für einen verhältnißmäßig und zeitweilig autarkten Bruchtheil derselben, sind die Ersparnisse pro Person von 511 Fres. (1835) auf 333 Fres. (1880) gefallen. Das bedeutet einen Rückgang von 278 Fres. pro Person oder 50 pCt.

Daraus kann man schließen, daß abgesehen von den Krisen der Ueberproduktion und ihren Folgen, in dem Maße, als sich die Großbetriebe für Produktion, Tausch, Transport und Verkehr entwickeln, einerseits der soziale Reichthum in wunderbarem Verhältniß wächst und sich in den Händen einer immer kleineren und kleineren Minorität akkumulirt. Andererseits konstatiren wir, daß es unter den Arbeitern ein Drittel giebt, deren Ersparnisse mehr und mehr abnehmen, während die große Mehrheit keine Möglichkeit hat, einen Rothgroßden zurückzulegen und zu einer durchaus ungewissen Zukunft verurtheilt ist.

Die französische Delegation ist mit einem bestimmten Mandat hieher geschickt worden, an das sie sich zu halten gedenkt. Es ist also nicht in meiner Eigenschaft als Delegirter, sondern in meinem persönlichen Namen, daß ich erkläre: ich bin und bleibe Anhänger einer internationalen Arbeitsgesetzgebung, welche eine Besserung des Looses der Arbeiter zum Ziel hat.

Berlin, den 19. März 1890.

Viktor Delahaye,
Maschinenbauer.

Delegirter der Regierung der französischen Republik.

Arbeiterversammlungen zum 1. Mai.

(Aus den in den letzten Tagen eingetroffenen Arbeiterblättern.)

Berlin und Umgegend.

Eine Feier des 1. Mai wurde am Mittwoch in 18 Arbeiter-Versammlungen beschlossen.

Die in Ditschel's Salon tagende öffentliche Versammlung sämmtlicher in der Gold- und Silberwaarenbranche beschäftigten Arbeiter nahm eine Resolution mit allen gegen vier Stimmen an, welche verpflichtete, den 1. Mai als Feiertag zu betrachten und dahin zu wirken, daß das auch in allen Geschäften geschieht.

Der Fachverein der Schlosser entschied sich einstimmig für Feiertag, ebenso die in der Birkerbranche beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen.

Die Sonnabend, den 29. März er, in Bögow's Brauerei tagende öffentliche Versammlung der Lohgerber und Lederzurichter, sowie der in dieser Branche beschäftigten Arbeiter beschloß, am 1. Mai die Arbeit ruhen zu lassen zu Gunsten des Achtstundentages; gleichzeitig beauftragt die Versammlung das Bureau, am 1. Mai Vormittags eine Versammlung mit dementsprechender Tagesordnung einzuberufen.

Die am 31. März in Scheffer's Salon, Inselstraße 10, tagende Schuhmacher-Versammlung beschloß, in allen Schuhfabriken am 1. Mai die Arbeit ruhen zu lassen.

Die Schmiebe Charlottenburgs erklärten sich mit den Beschlüssen des internationalen Arbeiterkongresses solidarisch und beschlossen einstimmig, den 1. Mai als Arbeiterfeiertag zur Demonstration für den achtstündigen Normalarbeitstag zu begehen.

Eine öffentliche Versammlung sämmtlicher Arbeiter der Königl. Eisenbahn-Hauptwerkstatt zu Tempelhof, in welcher Beschlüsse über die Art und Weise der Feier am 1. Mai gefaßt werden sollten, war zum 2. Feiertag Vormittags nach Habel's Brauerei einberufen worden. Den Vorsitz über die Versammlung führte der Metallarbeiter Litwin. 6—700 Personen füllten den Saal, trotz des Verbotes der Direktion, bis auf den letzten Platz. Der Referent, der Stadtverordnete D. Klein, erklärte die unter den Fabrikanten verbreitete Meinung von einem Zwiespalt unter den führenden Elementen der Partei für eine Fabel. Es soll den ganzen Tag gefeiert werden, nicht einen halben, wie in der Presse verbreitet worden sei. Die Arbeiterbataillone sollten an diesem Tage zur Arbeiterparade antreten. Maßregelungen der Feiern können höchstens einen Wechsel der Arbeiter herbeiführen, indem z. B. die bei Ludwig Loewe Gemahregelten zu Fritzer und Hofmann gingen und umgekehrt. Die großen Fabriken könnten wegen dringender Arbeiten nicht aussetzen. Die Arbeiter sollten am Feiertag Vormittags Versammlungen abhalten und Nachmittags Vergnügungen veranstalten. Die Versammlung erklärte sich mit dem Referenten Klein einverstanden und schloß nach mehrstündiger Debatte mit einem Hoch auf die Bewegung.

Dagegen lehnte am Dienstag im Lokal Admigsbank eine Versammlung der in den Eisenbahnwerkstätten und ähnlichen staatlichen Betrieben beschäftigten Arbeiter den Arbeiterfeiertag ab.

Sonstiges Deutschland.

Halle a. S. Der in den Tagen des 6. bis 7. April 1890 hier tagende Verbandstag des Verbandes deutscher Glasergesellen hat betreffs Stellungnahme zum 1. Mai folgende Resolution angenommen: In Erwägung, daß die Arbeiter aller Kulturländer beschlossen haben, am 1. Mai d. J. eine Kundgebung zu Gunsten des achtstündigen Arbeitstages in Szene zu setzen — in fernerer Erwägung, daß nur durch einen gesetzlich garantierten Normalarbeitstag eine Besserstellung der Lage der arbeitenden Klassen erzielt werden kann — beschließen wir, den deutschen Glasern zu empfehlen, am genannten Tage die Arbeit ruhen zu lassen, wenn möglich Versammlungen einzuberufen mit dem Thema: Der Achtstundentag und seine Bedeutung für die Arbeiter, sowie sich an der Sammlung von Unterschriften zu einer Petition für den

Reichstag zu beistehen. — Im weiteren strebt obengenannter Verband nach Abschaffung der Akkordarbeit, soweit es irgend möglich ist, ferner beschloß er, nur die Organisationen derjenigen Städte zu unterstützen, welche für eine Verkürzung der Arbeitszeit eintreten.

Magdeburg. Bezugnehmend auf die polemischen Erörterungen zwischen den Berliner Genossen und einigen Mitgliedern der Fraktion, betreffend die Feier des 1. Mai, erklärt die General-Kommission der Arbeiter Magdeburgs, welche zur Zeit aus Vertretern von 16 Gewerkschaften besteht: „Wir sind mit dem Vorgehen der Berliner Genossen vollständig einverstanden und halten an den, auch in Magdeburg in mehreren öffentlichen Volks- und Gewerkschafts-Versammlungen gefassten Beschlüssen, den 1. Mai als Feiertag zu betrachten, fest.“ — Es wird beschlossen, diese Resolution an die Redaktionen des „Berliner Volksblatt“ und der „Volkstribüne“ einzuschicken.

Bis jetzt haben in folgenden Städten die Tischler beschlossen, den 1. Mai als Feiertag zu begehen: Altona, Berlin, Braunschweig, Bremen, Celle, Chemnitz, Dresden, Hagen i. W., Hameln, Hannover, Harburg, Helmstedt, Höchst a. M., Köln, Lübeck, Potsdam, Magdeburg, Mittweida, München, Stuttgart, Wandsbeck, Weimar, Wernigerode, Würzburg, Mainz, Schneberg, Brandenburg, Hensburg, Pirmasens, Lüneburg.

In Darmen beschlossen die Tischler in öffentlicher Versammlung mit allen gegen 2 Stimmen: am 1. Mai zu feiern.

Die Leipziger Bauhandwerker treten für den vollen Feiertag ein. — Die Leipziger Bauhandwerker verpflichteten sich, am 1. Mai die Arbeit ruhen zu lassen.

In Halberstadt beschloß eine überaus zahlreich besuchte Volksversammlung den 1. Mai zu feiern, (Nachmittags Versammlung, Abends volkstümliches Fest.)

Köln, 8. April. In einer von etwa 2000 Arbeitern besuchten Versammlung im Gürzenich wurde gestern mit allen gegen eine Stimme beschlossen, am 1. Mai zu feiern.

Königsberg i. Pr. Nachdem die Wahlkampagne vorüber ist, wird jetzt eine lebhaftere Agitation für den 1. Mai entfaltet. So haben in letzter Zeit alle Gewerkschaften öffentliche Versammlungen abgehalten, in denen nochmals beschlossen wurde, am 1. Mai zu feiern und zu diesem Zweck Komitees gewählt, um die nötigen Arrangements zu treffen. Am 1. April fand nun eine Versammlung sämtlicher Komitees statt. Sämtliche Redner sprachen sich dafür aus, daß am 1. Mai in allen Werkstätten und Geschäften die Arbeit ruhen soll, um den herrschenden Parteien zu zeigen, daß die Arbeiter entschlossen sind, den Achtstundentag durchzuführen und gelangte folgender Antrag zur einstimmigen Annahme: „Die am 1. April tagende Versammlung der zum 1. Mai gewählten Gewerkschaftskomitees beschließt, dahin zu wirken, daß am 1. Mai Vormittags Massen-Versammlungen stattfinden, ferner beschließt dieselbe, am Nachmittag des 1. Mai ein allgemeines Fest abzuhalten.“ Zu diesem Zwecke wurde ein Festkomitee gewählt und ist hierzu das größte Stablfabrikat in Aussicht genommen. Die Metallarbeiter haben bereits an alle ihre Arbeitgeber Direktare verandt, in denen ihnen der Beschluß mitgeteilt wird, mit dem Bemerkten, bis zum 8. April Antwort zu geben. Ferner sollen in nächster Zeit Massenversammlungen stattfinden, in denen auch darauf hingewirkt werden soll, daß außer in Restaurationen u. nirgends an dem Tage etwas gekauft werden

soll. Ferner sollen, je nachdem wie es gelingt, die Rundgebung zu einer großartigen zu machen, die einzelnen Gewerkschaften einen gemeinsamen Festzug nach dem Festplatze in's Werk setzen.

In Göppingen (Schwaben) beschloß man in öffentlicher Versammlung, wömmöglich ganz, jedenfalls aber einen halben Tag zu feiern. Buchbinder Dietrich-Stuttgart war Referent.

Die Schlosser und Maschinenbauer Münchens haben den 1. Mai als ganzen Feiertag erklärt.

In einer öffentlichen Versammlung der Bau- u. Maschinen-Schlosser r Dresden sprach Herr Viktor Braune über den Achtstundentag und forderte zum Schluß seines mit vielem Beifall aufgenommenen Vortrags alle Anwesenden auf, den 1. Mai als einen allgemeinen Feiertag zu begehen. Zum 2. Punkte nahmen noch die Herren Bräuer, Siegerist und Bürger das Wort, welche sämtlich die Vorteile des Achtstundentages hervorhoben und alle Kollegen aufforderten, einmütig zusammenzutreten und den 1. Mai als einen Feiertag zu behandeln. Die Versammlung entschied sich einstimmig in diesem Sinne.

Darmstadt. Die hiesigen Schneider haben beschlossen, den 1. Mai als Feiertag zu betrachten, und zu gunsten des achtstündigen Arbeitstages öffentliche Versammlungen oder sonstige Rundgebungen zu veranstalten. In einer öffentlichen Arbeiterinnen-Versammlung, wo Frau Bremer referierte, wurde ein ähnlicher Beschluß gefaßt, desgleichen auch in einer nachfolgenden Volksversammlung.

Hamburg. Die Hamburger Metallarbeiter machen es jedem Metallarbeiter zur Pflicht, den 1. Mai als einen heiligen Feiertag zu begehen, und empfehlen, den Tag durch Versammlungen und Auszüge zu verherrlichen.

Eine Versammlung der Schlosser und Maschinenbauer Hamburgs erklärte den 1. Mai zum Feiertag.

Ausland.

Am Montag fand in Prag eine Arbeiterversammlung statt, die von mehr als 2000 Personen besucht war. Arbeiterdeputationen aus Brüx, Dux und anderen Orten Nordböhmens waren erschienen. Am 1. Mai soll mit strenger Beobachtung der Fabriksordnungen gefeiert werden. Von jedem öffentlichen Auszug sei abzusehen.

Großen Anlauf hat der Gehau des 1. Mai-Feiertages in Spanien, insbesondere in Barcelona, gefunden. Man erwartet dort, am 1. Mai zahlreiche Arbeiter aus der Provinz nach Barcelona zu ziehen. Die Arbeiterführer verkündigen, daß circa 70 000 Arbeiter erscheinen werden.

Politisches.

Der Reichstag ist auf Donnerstag den 6. Mai einzuberufen.

Gewerkschaftliches, Vereine.

An die Weber Deutschlands. Von Seiten der hiesigen Fabrikanten ist uns die Zustimmung gestellt worden, eine Fabrikordnung zu unterschreiben, durch welche wir der Willfür der Herren vollständig preisgegeben würden. Unsere Ehre gebietet uns, diese Gefährdung abzuwehren und es kam in Folge dessen eine Fabrikperre erfolgen. Wir ersuchen daher vor allem, Juzug nach hier fern zu halten. Wir ersuchen alle Arbeiterblätter um Abdruck. Bera, den 10. März 1890. G. Vogel, Karlsru. 1, parterre.

In Wien befinden sich 20 000 Maurer im Streik. Eventuelle Geldsendungen ersuchen wir an die beiden Redaktionen der „Arbeiterzeitung“ Wien VI, Gumpendorferstr. 79 und „Volks-press“ in Wien zu senden.

Der Streik bei Friedrich Siemens u. Co. dauert unverändert fort, Juzug ist fern zu halten von Schlossern, Drechern, Sichern, Formern, Sternmachern, Klempnern, Padern und sämtlichen Hilfsarbeitern.

Achtung! Schuhmacher. Am Montag, den 14. April, finden drei große öffentliche Schuhmacher-Versammlungen statt, in welchen die Beschlüsse von der großen Versammlung am dritten Osterfeiertag, bezüglich des Streiks, ausführlich besprochen werden sollen, ebenso das Verhalten der Kollegen vor und während des Streiks. Die Kollegen werden ersucht recht zahlreich zu erscheinen. Die Versammlungen finden statt: 1. Norddeutsche Brauerei, Chausseestraße 58; 2. Sanssouci, Kottbuserstr. 4a; 3. Königshof, Bälowsstraße 87. Die Lohnkommission.

Die Schuhmacher von Frankfurt a. M. stehen wegen Lohnforderung mit den Meistern in Unterhandlung. Juzug ist strengstens fern zu halten. Alle Arbeiterblätter werden um wiederholten Abdruck gebeten.

Versammlung aller Parquetbodenleger. Mittwoch, den 16. April, Abends 8 Uhr, in Feuerstein's Lokal, Alte Jakobstraße 75. Wir erwarten, daß kein Kollege in dieser Versammlung fehlen wird.

Verein der Filzschuharbeiter und Berufsgenossen. Sonnabend, den 12. April, Abends 8 1/2 Uhr, bei Jemter, Ringstraße 11. Versammlung. Vortrag des Herrn Max Baginski über Kapital und Arbeit. Diskussion. Der Streik in der Fabrik von Silberstein und Landsberger. Verschiedenes.

Gauverein Berliner Bildhauer. Dienstag, den 15. April, Abends 8 1/2 Uhr, Restaurant Kneuer, Annenstr. 16. Ordentliche Generalversammlung.

Versammlung der Freien Vereinigung der Zuschneider, Vorrichter und Ziepper Berlins. Sonnabend, den 12. April, Abends 9 Uhr, bei Reiser, Alte Jakobstraße 88. Tagesordnung: Wie halten wir unsere Errungenschaften aufrecht? Referent: Herr Wiedemann. Diskussion.

Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher Berlins. Am Donnerstag, den 17. April, Abends 8 1/2 Uhr, Versammlung bei Grauweil, Kommandantenstr. 79.

Freireligiöse Gemeinde, Rosenthalerstr. 38. Sonntag, den 13. April, Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn J. Benz über „den Einfluß der ökonomischen Verhältnisse auf die Selbständigkeit der Ueberzeugung.“ Gäste sehr willkommen.

Briefkasten.

Leser. Wir empfehlen Ihnen zum Vorlesen das heutige Gebieth von Seidel zum 1. Mai.

Freireligiöser. Es liegt ja in Ihrer Hand anzuregen, daß die Gemeinde inseriert, was sie bei ihrem Vermögensstand nicht nur könnte, sondern auch sollte.

St. 36. Versuchen Sie es auf jeden Fall auf dem Gewerbeschlichtgericht, Köllnisches Rathaus, Kölln, Fischmarkt. Das kostet nichts. Am besten mündlich zu Protokoll, oder schriftliche Klage in 2 Exemplaren.

Leser. Mea culpa — meine Schuld.

St. 100. Sie werden wohl anmelden müssen. Haben Sie denn keinen Kassenschreiber zur Hand?

Gr. öffentl. Volks-Versammlung für Schöneberg und Umgegend

Montag, d. 14. April, Abends 8 Uhr, in der Schloßbrauerei Schöneberg.

Tages-Ordnung:

Der Achtstundentag und seine Bedeutung. Referent wird in der Versammlung bekannt gemacht.

Der Einberufer.

Sozialdemokratischer Wahlverein des 6. Berliner Reichstags-Wahlkreises.

Dienstag, den 15. April, Abends 8 1/2 Uhr, im Saale des Herrn Faustmann, Invalidenstraße 144

große Versammlung.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Herrn Alb. Auerbad: „Die neue Aera“. — 2. Diskussion. — 3. Verschiedenes und Fragekasten.

Gäste sehr willkommen. Aufnahme neuer Mitglieder.

Zu recht zahlreichem Besuch ladet ein

der Vorstand.

Grosse öffentliche

Kommunal-Wähler-Versammlungen.

1. Versammlung: Montag, den 14. April, Abends 8 1/2 Uhr, in Schneiders Salon, Belfortstraße 15.

Tages-Ordnung:

1. Die bevorstehende Stadtverordnetenwahl im 32. Wahlbezirk. Ref.: Reichstags-abgeordneter und Stadtverordneter Arthur Stadthagen u. Carl Beder. — 2. Diskussion. — 3. Verschiedenes.

2. Versammlung: Dienstag, den 15. April cr., Abends 8 Uhr.

Verkundigung des Wahlergebnisses. — Ansprache des Kandidaten. — Diskussion.

Zur Deckung der Unkosten findet Zellerksammlang statt.

Der Einberufer.

Allg. Metallarbeiter-Verein Berlins u. Umgegend.

Ordtl. General-Versammlung

Sonntag, d. 13. April, Vormittags 10 1/2 Uhr, im Königstadt-Kasino, Holzmarktstr. 72.

Tages-Ordnung:

1. Rechnungslegung des Kassiers. — 2. Anträge des Vorstandes. — 3. Ersatzwahl der Kommissionen. — 4. Verschiedenes.

Mitgliedsbuch legitimiert.

Der wichtigen Tagesordnung wegen ist jedes Mitglied verpflichtet, zu erscheinen.

Der Vorstand.

Avis für Schuhmacher!

Sehr gute Herren- und Damenarbeiter finden dauernde Beschäftigung.

Bezahlung für 1 Paar Herrenstiefelböden M. 5—7.

1 Damenstiefelböden 3—5.

Probestugen resp. Stiefel erwünscht. Nur ganz gute Arbeiter können berücksichtigt werden.

Jos. Waninger,

Königl. Hofschuhmacher,

München.

Zentral-Brankenkasse d. Töpfer.

Certliche Verwaltung Berlin.

Diejenigen Mitglieder, welche am 1. April d. J. ihre Wohnung gewechselt haben, jedoch noch nicht angemeldet, fordern ich dringend auf, selbige bei mir zu melden, um Unregelmäßigkeiten zu vermeiden. Ich mache speziell auf 11. Nachtrag, Art. 2, Abs. 1, unseres Statuts aufmerksam.

Emil Wendtschlag, Kassierer,

Straße 7 b. Nr. 2.

Achtung. Metallarbeiter!

Der Zentral-Arbeitsnachweis für sämtliche Branchen der Metallindustrie, eingerichtet vom Metallarbeiter-Verein, befindet sich

Berlin C., Wallstr. 7-8.

Derselbe ist geöffnet von Morgens 8—12 Uhr, Nachmittags von 2—6 Uhr. Die Arbeitsvermittlung ist für Arbeitnehmer, sowie Arbeitgeber unentgeltlich.

Der Vorstand.

Berliner Arbeiterbibliothek. I. Serie.

Herausgegeben von Max Schippel-Berlin.

Eine Sammlung allgemein verständlicher Agitationschriften in bester Ausstattung und zu niedrigstem Preise, die wir allen Lesern der „Volks-Tribüne“, sowie allen Mitgliedern von Arbeitervereinen aller Art bestens empfehlen.

Heft 1. Ein sozialistischer Roman. Nach dem Amerikanischen. Von Edward Bellamy. 32 Seiten. Preis 15 Pf.

Heft 2. Die Gewerkschaften, ihr Nutzen und ihre Bedeutung für die Arbeiterbewegung. Von Max Schippel-Berlin. 32 Seiten. Preis 15 Pf.

Heft 3. Die Arbeiterinnen und Frauenfrage der Gegenwart. Von Clara Zetkin-Paris. 40 Seiten. Preis 20 Pf.

Heft 4. Die französische Arbeiterbewegung seit der Pariser Kommune. Von Ossip Zetkin-Paris. 48 Seiten. Preis 20 Pf.

Heft 5. Charakteristyk der französischen Arbeiterbewegung. Von Ossip Zetkin-Paris. 48 Seiten. Preis 20 Pf.

Heft 6. Die Hand-Industrie in Deutschland. Von Paul Kampffmeyer-Genf. 32 Seiten. Preis 15 Pf.

Heft 7. Zucker und Bauer. Von Paul Kampffmeyer-Genf. 32 Seiten. Preis 15 Pf.

Heft 8. Die wirtschaftlichen Umwälzungen unserer Zeit und die Entwicklung der Sozialdemokratie. Von Max Schippel-Berlin. 32 Seiten. Preis 15 Pf.

Heft 9. Die Marx'sche Werththeorie. Zur Einführung in das Studium von Marx. Von Paul Fischer-London. 52 Seiten. Preis 20 Pf.

Heft 10. Die Sozialdemokratie und der Deutsche Reichstag. Materialien zum Gebrauch für sozialdemokratische Reichstagswähler. 36 Seiten. Preis 15 Pf.

Heft 11. Die soziale Frage auf dem Lande. Von Paul Kampffmeyer-Genf u. * * *

Heft 12. Die internationale Arbeitsschutzgesetzgebung. Von Paul Ernst-Berlin. 32 Seiten. Preis 15 Pf.

Zu beziehen durch die bekannten Kolportage- und die Expedition der

„Berliner Volks-Tribüne“, Berlin S.O., Oranienstr. 23.

Jedes Heft ist einzeln käuflich. Wiederverkäufer, sowie Arbeitervereine erhalten hohen Rabatt.

Zu eng.

Aus den Papieren eines Arztes.

Hier Treppen hoch, nach hinten hinaus:
ein hundertfenstriges Vorstadthaus.
Die Kammer schmal
und niedrig und kahl;
ein rissiger Spiegel, zerklüftet ein Bette,
ein Waschnapf noch, kein Stuhl, kein Tisch,
und von den Wänden glänzte frisch
der Armut schimmlichte Tapete.
Raum kommt' ich durch die Thür und kaum
mich drinnen bewegen: so füllte den Raum
ein plumper Sarg, schmucklos und roh,
ein Armenfarg. Und auf dem Stroh
des Bettes sah ein magrer Mann,
noch jung, allein mit jenen alten Zügen,
mit denen Gram und Noth die Zeit betragen.

Ich grüßte ihn. Er sah mich an
und nickte stumpf
und seufzte dumpf
und stierte brütend wieder hin
aus hohlem Aug' zum offenen Sarg,
in den ich gestern mit ihm barg
die tote Kurbelstepperin,
ihr totes Kind im schlaffen Arm.
Mich peinigte sein starrer Harn;
drum nahm ich ihn fast grob am Krage
und habe derb ihn angesprochen,
er solle erzählen, sein Leid mir sagen,
nicht stehn, als hätt' er's selbst verbrosen.
Bis er sich endlich zusammengerüttelt
und seine Seele mir ausgegühtet:

„Herr Doktor, da ist nicht viel zu erzählen;
es war ein einziges langes Quallen.
Es mag wohl bald zwei Jahr her sein,
da zogen wir hier Beide ein —
das heißt, noch eh wir Bekanntschaft gemacht —
Schlafstelle bloß, in Atermiethe,
ich für den Tag, sie für die Nacht.
Sie stiepte damals Trauerhüte
in der Fabrik bis abends Acht
und kam erst gegen Neun nach Haus;
Ich mußte auf den Droschkenbod
für meinen Fuhrherrn Nachts hinaus.
So ging es wohl zwei Monat lang;
wir sahn uns kaum. Da wurde sie krank.
Herbst war's. In ihrem dünnen Rock
und bei dem weiten, nassen Gang —
sie war schon immer zart gewesen, —
da hat sie wohl was weggekriegt.
Ja, Herr! da gab's kein Federlesen:

Geld hatten wir alle beide nicht,
ihr Wischen bloß im Kassenbuch,
fürs Krankenhaus war sie nicht krank genug,
wir konnten kein ander Gelas uns nehmen,
wir mußten uns hier zusammen bequemen,
bis wieder sie konnte auf Arbeit gehn.

„Ja, Herr! und da, da ist es geschehn.
Wir hielten's aus nicht auf die Länge,
wir Beide! man ist ein Mensch doch bloß!
und unsre Sehnsucht war so groß:
wir wohnten zu eng zusammen, zu eng! —

„Seitdem ist sie mit mir gegangen;
hat's auch zur Heirath nicht gelangt,
wir haben unserm Schöpfer gedankt,
daß wir so eben durch uns zwangen.
Wir thaten unser Lohn in Eines
und legten noch zurück ein Kleines.
So haben wir unsern Weg genommen,
ganz gut, — bis ihre Zeit gekommen.
Da kam auch die Noth. Da half uns kein Beten.
Sie konnte nicht mehr die Maschine treten;
was Andres hatte sie nicht gelernt,
die Eltern hatten sie früh entern.
Nun lebten wir Beide von meinem Lohn,
und 's war für mich zu knapp fast schon.
Was half uns da nun unser Plagen,
was half uns da nun unser Sparen:
wir mußten die Sachen zum Juden tragen!

„Ich habe bei Tag und bei Nacht gefahren,
ich hab' mich vor keiner Mühe geschämt,
ich habe mir keinen Schluck mehr bezähmt, —
sie wurde doch schwächer und schwächer im Au,
sie hat sich zusehnden gedarrt und gegrämt, —
und dann, dann kam das Kind dazu:
ich sah sie weinen, ich hörte es wimmern,
ich sah sie Beide verschmachten, verkümmern, —
da hab' ich verloren meine Ruh',
da hab' ich zum ersten Mal betrogen,
den ersten Fohrgast beim Fahrgeld belogen,
und noch einmal, und noch einmal, —
mir schnitt zu sehr ins Herz die Dual,
und Mancher thut's jahrein jahraus,
um's beim Buditer zu verkaufen,
und ich, ich wollte Essen kaufen,
und, Herr, — bei mir, bei mir kam's 'raus!

„Mir wurde noch von Glüd gesagt,
daß mich mein Herr bloß fortgejagt,
Ihr und dem Wurm da gab's den Rest:

nach Arbeit bin ich in Ost und West
seit vierzehn Tagen herumgelungert,
und dabel, scheint's, sind sie verhungert.“

Er nickte stumpf
und seufzte dumpf
Und glotzte hohlen Augs mich an
mit einem Blick so müdgehebt,
so jeder andern Regung bar,
daß mir's den Rücken niederrann.
Ich hatte, zu trösten, mich zu ihm gesetzt
und sah, daß Trösten Hohn hier war,
wo also stumm das Gend schrie.
Ich drück' ihm bloß das spitze Knie,
den dünnen Arm und nahm den Hut
und sagte: „Kommen Sie zu mir morgen,
ich werde Arbeit für Sie besorgen.“
Er dankte: „Herr Doktor, Sie meinen's gut.
Ich will auch kommen, und ehrlich mich schinden,
und werde auch wohl weiterfinden, —
bloß sie, sie wird davon nicht was!
Ja, Herr! bloß einen kleinen Verschlag,
ja hätten wir bloß gehabt ein Loch,
daß wir nicht immer uns mußten sehen:
es wäre Alles nicht geschehn,
sie lebten alle beide noch!
Wir hätten gewartet, wir hätten gepart,
wir waren ja Beide von frommer Art, —
wir hätten uns selbst eine Droschke geschafft,
dann hatt' ich ja Verdienst die Menge, —
so aber ging's uns über die Kraft:
wir wohnten zu eng zusammen, zu eng!“

Und nach dem Sarge stierte er wieder,
da fuhr ein Jucken ihm durch die Lider:
„O wem ich doch wenigstens bei ihr wär',
dadrinne in dem engen Kasten!
Jetzt braucht sie ja nicht mehr zu fasten,
jetzt ist's ihr auch zu eng nicht mehr!“
Er stieß ihn heiser heraus den Wis,
er wollte lachen vor wählendem Weh;
da riß es ihn um — so brach's in die Höh,
da schmiß es ihn nieder von seinem Sitz,
und weinend warf er sich über die Leiche
und küßte das Antlitz, das abgezehrt bleich.

Da bin ich stille weggegangen,
mir grante vor der schmalen Kammer,
und durch die Brust schlich mir ein Wangen,
als sei ich auch schuld an all dem Jammer.

Richard Dehmel.

Erkennzen.

Von John Henry Mackay.

Wieder saßen wir schweigend einander gegenüber.
Ich sah in sein Gesicht. Es war vollkommen unbewegt,
nur um seinen Mund schien mir ein scharfer, bitterer Zug
zu liegen, derselbe, der mir vor einigen Tagen, als ich
ihn zuerst gesehen hatte, aufgefallen war.

„Wie lange sind Sie schon in dieser Beschäftigung?“
fragte ich dann.

„Fast ein Jahr. Aber ich bin natürlich nicht an
demselben Orte geblieben. Ich will viel sehen, und wechsle
daher zuweilen.“

„Und lockt Sie denn nichts“, fragte ich weiter, „dem
Sie, wenn auch nur einen Theil Ihres Lebens widmen
wüßten?“

„Nur mein eigenes Glüd.“
Aber wieder wußte ich nicht, ob es Wahrheit war,
die aus diesen Worten sprach, oder der Hohn auf sich
selbst. Er sprach noch weiter.

„Nein, mich lockt nichts. Nicht dies wahnwitzige
Treiben zwischen äußeren Wünschen und tiefer Entfagung,
an dem so viele zu Grunde gehen. Und nicht jene be-
sonnene Ruhe einer selbstgenügenden Zufriedenheit, welche
sich übrigens keiner geben kann, sondern die man wiederum
von seiner Natur mitbekommen haben muß. Dann ist sie
allerdings vielleicht das Beste zum eigenen Glüd.“

„Und wie leben Sie jetzt?“ Ich war gespannt auf
seine Antwort.

„Gleichgültig. Ich thue, was ich will. Ich lese viel,
aber nur, was mir angenehm ist. Es ist sinnlos, sich an
Dingen abzuqualen, welche keinen Nutzen für das eigene
Glüd haben.“

„Aber vielleicht für das Anderer...“ warf ich ein.
Da lachte er, schneidend ungläubig. Ich habe nie
einen Menschen gekannt, der so wie er lachen konnte —
so schneidend, so verachtend, so herzlos — und dann
wieder so tief, so herzlich, mit einem Lachen, in das sich
noch eine letzte Erinnerung an seine frohe Kindheit ge-
flüchtet zu haben schien.

„Für die Anderer?! Wer sind die Anderer? Oder
haben Sie vielleicht schon einmal einen Menschen gesehen,

der etwas für die Anderen gethan hätte, ohne daß diese
ihn entweder ausgelacht, oder zu Tode gesteinigt hätten?
— Das sind ja Redensarten und nichts weiter.“

Wieder hatte ich ihm gegenüber ein erkältend-fremdes
Gefühl, wie es mich zuweilen in der Gesellschaft überfällt,
wenn ich sehe, wie mir Jemand eine meisterhafte Komödie
vorspielt, ohne daß ich im Stande bin, ihm die Maske
abzuziehen. Ich schwieg verstimmt, und wäre am liebsten
aufgestanden und hinausgegangen. Und doch mußte ich
innerlich diesem schrankenlosen Muth eigener Meinung eine
Bewunderung zollen, welche ich mir selbst nicht eingestehen
wollte. Denn die Berachtung entsprang bei ihm nicht
jener dummen Ueberhebung einseitiger Menschen — dazu
war er zu scharfsinnig und klug; und auch nicht der
ebenso thörichten Einbildung, welcher so leicht bedeutende
Menschen verfallen — dafür war er zu gleichgültig gegen
sich selbst. Ober war er auch hierfür zu klug? Aber viel-
leicht einem großen, überwundenen Schmerz, der nichts
anderes in ihm hinterlassen hatte, als diese Gleichgültig-
keit. Ich wollte nicht glauben, daß allein seine Erziehung
und sein Leben so alles in ihm ertödtet hatten. Wieder
und wieder aber erschien er mir wie ein Räthsel, dessen
Lösung ich immer ferner kam, je mehr er selbst mich ihr
näher zu bringen schien.

Aber ich wollte mir Wahrheit über ihn erzwingen,
und so sagte ich, nachdem einige Minuten verfloßen waren:
„Ich kann Sie nicht verstehen; und wenn ich offen gegen
Sie sein soll: ich kann auch keine Sympathie fühlen für
ein Leben, wie Sie es führen.“

Er hatte diese Antwort auf keinen Fall erwartet.
Aber kein Zug seines Gesichtes veränderte sich. Mit voll-
kommen gleichmüthiger Stimme sagte er: „Ja. Das kann
ich mir denken. Sie fühlen eben nicht groß genug, um
gerecht zu sein. Uebrigens habe ich Ihre Sympathie weder
erwartet noch gewünscht.“

„So werden Sie bereuen, mir alles dies erzählt zu
haben.“

„Ich bereue nie etwas. Nur Schwächlinge bereuen.“
Er warf den Rest seiner Cigarre fort und stand nach-
lässig auf.

„Wollen wir gehen? — Es ist spät geworden.“
Wir weckten die Alte, bezahlten, und gingen, nachdem
er ihr geholfen hatte, die Lampen auszulöschen.

Wir standen auf der Straße und er reichte mir die
Hand. Aber ich mußte noch eine Frage stellen.

„So erkennen Sie überhaupt keine Pflichten gegen
Anderer an?“

„Nein, wozu denn? Wir haben lange genug immer
nur Pflichten gegen Anderer gekannt, und darüber die vor-
nehmsten gegen uns selbst vernachlässigt — werden wir
uns endlich einmal über diese klar.“

Ich wußte nun nichts mehr zu sagen, als: „Sie
haben keine Liebe.“ Und mit mitleidloser Härte in der
Stimme hörte ich ihn antworten: „Nein, ich habe keine
Liebe.“

Und als wäre es ihm lästig, noch ein Wort zu
sprechen, gab er mir noch einmal schnell die Hand und
ging schnell von mir. Ich ging langsam durch die Straßen.
Ueber mir lag eine undurchdringliche Nacht, und die
Lichter kämpften mühsam gegen die Finsterniß an. Ein
kalter Wind wehte um die Straßenecken; in der Luft lag
es wie Eis und Schnee. Der Winter mußte bald be-
ginnen.

Mir war, als habe die Sonne nie geschienen. Ich
konnte mich nicht mehr auf ihren Schein besinnen, so trübe
und dunkel war alles um mich und in mir. Ich dachte
an das arme Leben, welches sich selbst doch so reich zu
sein dünkte. Aber ich konnte es nicht verstehen.

Als ich an dem Café chantant vorbeikam, in welchem
er spielte, ging die Thür auf und vier Gestalten traten
lärmend und lachend heraus auf die Straße — zwei
Männer, und zwei von den Chansonetten, welche bis jetzt
da drinnen gezeit hatten. Sie waren ziemlich betrunken.
Ich ließ sie vor mir hergehen. An den Füßen der einen
sahen noch die leichten, dünnen Schuhe, welche sie auf der
Bühne getragen hatte, und das Kleid flatterte in dem
scharfen Wind um die hellen Trikotsümpfe. Sie lehnte
sich müde an ihren Begleiter. Als wir in die Friedrich-
straße einbogen, bestieg jedes der beiden Paare eine der
dort haltenden Droschken. Ich hörte, was der eine dem
Kutscher zurief, und sah daraus, wer es war: ein stadt-
bekanntes Wüßling.

Ein unsägliches Erbarmen überkam mich — mit ihnen
allen, mit Paul Jordens, mit mir selbst. Ich sah heute
Abend alles anders, wie vorher. Aller Jammer war mir
näher gerückt, aller Frohsinn in die Nacht getaucht.

Ich ging die Friedrichstraße hinunter, die ich so unzählige Male gegangen war — halb gleichgültig, halb interessiert. Aber nie hatten mich solche Gefühle durchwogt, wie in dieser Nacht. Früher hatte ich über all dem Gewoge gestanden, heute war ich mitten drin in all seinem Elend.

Es war vielleicht zwei. Aber noch herrschte volles Leben, wie am Tage. Zum ersten Male begann ich Berlin zu verstehen . . .

Ich hörte, was sie zu mir sagten — die Weiber, die an mir vorüber gingen, aber zum ersten Male verstand ich ihre Worte. Ich hörte aus ihnen heraus, was in ihnen lag: die Freiheit, das Verlangen — der Jammer und die Noth — die Angst vor dem kommenden Tage — und die Furcht und die Eier — die Scham — und die zuchtloseste Gemeinheit —

Auf der Weidendammer Brücke engte sich das Leben am stärksten zusammen. Ich bog mich über den Rand der Brücke und sah hinunter in die trübe, schwarze Fluth der Spree, welche hier schon so viel von dem Schmutze ihrer Stadt aufgenommen hatte, und doch träge und geduldig weiterfloß.

Und weiter. Der Stadtbahnhof lag ruhig. Aber unter den Linden war wieder das nächtliche Lichtmeer am Café Bauer. Hier kreuzten die Lebensadern sich in unverminderter Stärke. Und doch, auch hier: immer dasselbe Spiel des Lebens, Tag für Tag, Nacht für Nacht. Ein Wechsel ohne Unterschied. Hier hatte die Nacht ihre Herrschaft verloren. Aber das blendende Leben war ohne innere Kraft. Es konnte reizen, aber nicht befriedigen; es war ein Leben, das vom Tode lebte.

Und weiter. Nach Hause. Und dort saß ich noch lange in dem kalten Zimmer und dachte an ihn. Ich dachte an seine reiche Jugend und an sein armes Leben; an seine bewundernswürdige Kraft, und seine verächtliche Schwäche . . . Wie war es möglich, so das eigene Leben hinabzuzerren, mit Füßen zu treten und doch wieder nichts als nur dessen Werth zu kennen? So allem Schönen erschlossen zu sein, und doch ihm den Rücken zu kehren, ohne jeden Anspruch auf die allgerühmteste Achtung aller Anderen? Mit klarem Blicke mitten in den Schmutz hineinzutreten, und doch ihm mühelos ausweichen zu können? — Wohl konnte ich begreifen, wie er in einer Art wahnfinniger Laune, grenzenloser Verzweiflung oder kühler Betrachtung einen solchen tollen Entschluß fassen konnte. Aber nicht, wie er darin ohne innersten Widerwillen verharren konnte?

Aber ich begann ihn zu verstehen, je länger ich über ihn nachdachte; zu ahnen, auf wessen Seite heute die Beschränktheit des Blickes, die Ungerechtigkeit des Urtheils, die Kleinheit des Empfindens gewesen war.

Ich glaube, ich habe in dieser Nacht begonnen, gerecht zu werden.

III.

Als ich am folgenden Abend — lange vor der ersten Stunde — in dem Café chantant war, und er mich sah, flog ein leichtes Lächeln über seine Züge. Ich ging in der ersten Pause auf ihn zu und begrüßte ihn. Aber er schien es nicht gern zu sehen, und wir verabredeten uns schnell, nach Schluß der Vorträge zusammen fort zu gehen.

Ich sah an diesem Abend meine Umgebung mit ganz anderen Augen an, als sei ein Schleier zwischen ihr und mir gefallen. Ich suchte zu verstehen, und fühlte, wie es mir gelang. Aber er machte mich nicht fröhlicher, und als ich nachher Paul Jordens gegenüber saß — in der kleinen Kneipe — ließ ich mir lange und viel von ihm über das Leben und Treiben dieser Menschen erzählen. Er enthüllte Schicksale vor meinen Augen, welche mir bis dahin so fremd gewesen waren, daß ich sie nicht einmal geahnt hatte. Und mehr und mehr begann ich in den nächsten Wochen, in denen uns mancher Abend so beisammensah, auch ihn zu verstehen, und was es war, das ihn an diese Kreise band. Tiefer und tiefer sah ich in den Zwiespalt seiner merkwürdigen Natur hinein.

Die Wochen sind schnell vergangen. Er selbst hat ihnen ein Ende gemacht, und ich weiß es jetzt, aus welchem Grunde. Er wollte nicht gekannt sein. Und als er mir an dem letzten dieser Abende die Geschichte seiner Liebe erzählt hatte, da kannte ich sein ganzes Leben. Bis dahin hatte er mich interessiert. Nun ich ihn zu lieben begann, habe ich ihn verloren.

— Es war mitten im Winter. Wir trafen uns zwanglos wie immer. Eines Abends war er in besonders aufgeregter Stimmung. Seine ganze Verbitterung war in ihm wach geworden, und seine Stimme klang schneidender noch, wie sonst. Er sagte mir selbst, er werde immer mehr zu Allem unfähig — die Tage verbringe er halb durchschlafend, (und das sei das Beste), und halb in dumpfem Brüten; die Nächte durchwache er trinkend meist hier in der kleinen Kneipe.

Ich fand ihn verändert. Er fing an müde zu werden; wir hatten an manchem Abend fast stumm einander stundenlang gegenüber gesessen. Am Tage wollte er mich nicht sehen. Ich wußte nicht einmal, wo er wohnte. Er that mir leid, aber ich hätte jedem Anderen eher helfen können, wie ihm. Dennoch lag in seiner ganzen Erscheinung noch immer nicht eine Spur des Heruntergekommenen. Er war wie immer sehr einfach, aber tadellos sauber gekleidet.

Aber in seiner Haltung war schon unbewußt jenes Uebermaß des Widerwillens erkennbar, welches mich das Schlimmste für ihn fürchten ließ.

An diesem Abend nun war er so lebhaft, wie ich ihn seit langem nicht mehr gesehen hatte. Ihn beschäftigte offenbar ein Gedanke, zu welchem er immer wieder von unserem Gespräch absprang.

— Dann schien er sich plötzlich zusammenzunehmen, wie zu einem langgehegten Entschluß.

„Komm“, sagte er, — wir standen schon lange auf Du miteinander — „ich will Dir noch etwas erzählen. Ich hatte es schon länger vor, aber gerade heute sollst Du es hören. Du sollst erfahren, daß ich auch einmal so etwas wie ein Herz in meiner Brust gefühlt habe, sonst glaubst Du es doch nicht.“

Damit stand er auf und ging zu der Alten hinter das Büffet.

„Sie können zu Bett gehen, Mutter, es kommt ja doch Niemand mehr. Wir bleiben heute lange. Unser Bier holen wir uns heute selbst, den Schlüssel bringe ich morgen früh — oder vielleicht sind wir dann auch noch da.“

Als die Alte mit ihrem gewohnten freundlichen Gruß aus der Stube über den Sand geknirscht war, setzte er sich wieder zu mir. Es war lautlos stumm um uns. Die Haustür fiel in's Schloß, und ich hörte wie die Alte den Schlüssel umdrehte. Dann begann er. Und wie erzählte er! Mitlebend — mitbelebend. — So haben mich nie wieder Worte aus einem Menschenmunde gepackt. Nichts hatte ich vergeffen; ich möchte sagen, kein Wort.

(Fortsetzung folgt.)

Sozialistische Spaziergänge.

B. W. Junges Gras, da bist du wieder! Kindlich zarte Knospen und Blättchen an Strauch und Baum, gelb und weiße Blüten, und darüber trunken schwebend ein neugeborenes Bienechen, Sonnenschein, Lärchenwirbel, Pfeifen der Amsel und allerlei Gewitscher . . . alles wie früher im April, alles wie einst, als ich ein Kind war und noch ein Haupthaar trug, so feidenweich und unschuldig duftend wie dies Büschel Frühlingsgras.

Wunderlich wird mir zu Muth: Ist denn überhaupt eine Zeit verfloßen von damals bis jetzt? — Mir scheint, Maler und Bildner verstehen sich nicht auf den Frühling, wenn sie ihn als Knaben darstellen; der Frühling ist vielmehr ein Greis — freilich einer von jenen kerngehenden Greisen, an denen die Jahre vorübergehen, ohne die heitere Rüstigkeit zu vermindern. Dieser Frühling ist derselbe, wie einst — vor zehn, vor zwanzig Jahren — genau derselbe!

Und dennoch! Nicht genau derselbe! Manches ist anders! Viel fogar! O freilich! Bin ich denn blind gewesen? Dieser Frühling ist ja durchaus verschieden von den Leuten meiner Kindheit und Jünglingszeit. Nur die Aeußerlichkeiten sind die gleichen; aber innerlich fühlt sich dieser Frühling doch ganz anders an, als der damalige: so kalt, trocken, rau, farblos! . . .

Mein Gemüth hat sich eben verändert: der Spiegel ist angelaufen, fleckig und zerprungen; drum ist das gespiegelte Bild nicht mehr schön. Einst war ich froher Erwartung voll, harmlos, sorglos und unschuldig. Heute bin ich vielfach das Gegentheil.

Woran liegt das? Wer trägt die Schuld an der Veränderung?

Etwa das Alter? — Ich bin ja erst drei Jahrzehnte alt! Und ich weiß, daß es einzelne Menschen giebt, die noch mit grauen Haaren ein junges Gemüth haben. Ich kenne auch genug Leute, die sehr jung an Jahren sind und doch schon die Hoffnung, Harmlosigkeit, Sorglosigkeit und Unschuld eingebüßt haben. Folglich wird das Alter, mag es auch ein wenig verrottend wirken, nicht wesentlich schuld an der Gemüthsverwandlung haben.

„Das Leben“ trägt vielmehr die Hauptschuld, d. h., das Leben in der bestehenden Wirtschaftswelt!

Als ich noch Knabe war, schienen mir von jedem Punkte, wo ich stand, tausend Strahlen förmig in die Welt zu gehen und zu allerlei schönen Ländern, Lebenslagen, Berufen, Freundschaften, Erlebnissen zu führen. Vom Lichte dieser „Romantik“ war mir die Welt verklärt. Heute ist das anders! Heute lebt in mir das Bewußtsein: Du bist Proletar und wirst es bleiben; das Leben ist eiförmig; zu hoffen giebt es wenig, zu fürchten mancherlei; und so grau wie dein Tag, und oft weit trüber, ist der Himmel, der sich über deinen Brüdern ausspannt.

Einst, als ich noch außerhalb des Erwerbslebens stand, war ich sorglos; daß ich leben würde, war mir selbstverständlich und kein Gegenstand der Sorge. — Das ist nun anders geworden, seit ich hinausgeschleudert wurde in unser wirtschaftliches Leben. Da habe ich eingesehen, daß der bestehende Gesellschaft das Leben des Einzelnen höchst gleichgültig ist. Er mag selber sehen, wie er sein Leben erhält! Wenn er das nicht versteht, mag er verhungern! „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ — Da geht denn die Sorglosigkeit zum Teufel. Wer erfahren hat, was es heißt, auch nur einen Tag ohne Essen zu bleiben, während Stiefmutter Gesellschaft sich kalt lächelnd zu Tische setzt — in dessen Herz hat sich eine unheimliche Nacht dauernd eingenistet, welche den Blick verändert, das Auge düster umflort, so daß sich fortan die Welt trübe in ihm spiegelt.

Auch mein Benehmen gegen meine Mitmenschen hat sich sehr verändert. Früher war ich harmlos, vertrauensselig, freundlich gegen jedermann — wie ein junger Hund, der ja jeden Menschen anwedelt. Heute bin ich mißtrauisch, zurückhaltend, zuweilen feindselig gestimmt. Und das haben nicht die Jahre gemacht, sondern unsere wirtschaftlichen Zustände mit ihrem rücksichtslosen „Kampfe ums Dasein“, alias: Konkurrenz. Bei der heutigen „Ueberproduktion“ an Arbeitskräften muß ja derjenige, welcher in der Lage ist, durch Arbeit zu leben, diese seine „Stelle“ eifersüchtig lieben und in manchem Menschen, der sich ihm nähert,

einen Nebenbuhler wittern, der ihm den Kackknochen entreißen will.

Aber nicht nur ist der Andere mein Konkurrent, ich bin auch sein Konkurrent; und dies Verhältniß verbirbt die Herzen, stiftet sie an zu Lüge, Betrug, Prostitution, Kriecherei, Neid, Haß, Ausbeutung und Gewaltthätigkeit; die heutigen Erwerbsverhältnisse sind Mächte, auf welche Göthes Wort paßt:

„Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein.“

Daß die Gesellschaft, wie sie bis dato ist, den Menschen zwingt, schuldig zu werden, ist mit Naivität in Schillers beliebtem „Lied von der Glocke“ ausgesprochen, woselbst vom Manne wie etwas Selbstverständliches ausgelegt wird:

„Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen . . .“

So bin auch ich schuldig geworden; die Unschuld ist vernichtet, und wie eine getrübe Quelle spiegelt nunmehr meine Seele den Frühling da draußen matt wieder.

Moderne Gesellschaft, du große Sünderin, so greiffst du also mit deiner rohen Hand auch hierher, in den „stillen Frieden der Natur“, über die knospenden Bäume hinweg in mein Herz, so daß dieses den Frühling anders empfindet, wie einst . . .

Der einzige Trost ist, daß die heutige Wirtschaft sich einmal abwirtschaften muß, daß an die Stelle des Kampfes ums Dasein ein freundschaftliches Zusammenarbeiten zum Zwecke allgemeiner Beglückung treten wird, und daß folglich die Menschen der Zukunft sich Hoffnung, Harmlosigkeit, Sorglosigkeit und Unschuld nicht wie heute, selten, sondern gewöhnlich bewahren werden, auch wenn sie nicht mehr jung sind.

„Wohldem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!“ —

Daß doch ein Sozialist allenthalben, wo er spaziert, selbst zwischen Gras und Knospen, sozialistisch spazieren muß!

Eine Enquête über Frauenarbeit in den großen Städten der Vereinigten Staaten.

II.

Die Enquête des statistischen Arbeitsbureaus hat stattgefunden in Atlanta, Baltimore, Boston, Brooklyn, Buffalo, Charleston, Chicago, Chicundalo, Cleveland, Indianapolis, Louisville, Newark, New-Orleans, Newyork, Philadelphia, Providence, Richmond, San-Francisco, San-José, Saint-Louis, Saint-Paul, Savannah.

Das mittlere Alter der in der Industrie der Vereinigten Staaten beschäftigten Arbeiterinnen beträgt 22 Jahre 7 Monate, in Saint-Louis beträgt es 20 Jahre 9 Monate, in Chicago 20 Jahre 8 Monate und in Charleston 25 Jahre 1 Monat. Das Durchschnittsalter der Arbeiterinnen ist am niedrigsten in den Städten, in denen Industrien mit mechanischem Betriebe vorherrschen, es steigt in den Städten, wo die Frauen besonders in der Konfektions-, Mode- und Wäschebranche u. thätig sind. 75 pCt. der vernommenen Arbeiterinnen rekrutiren sich aus dem Alter von 14—25 Jahren. Von den 17 427 Arbeiterinnen waren nicht ganz 300 13 Jahre und darunter, 267 über 48 Jahre alt. Für Boston hat man hinsichtlich des Durchschnittsalters der in der Industrie verwendeten Frauen das Resultat der vorliegenden Enquête mit dem von 1883 verglichen und gefunden, daß das Durchschnittsalter um 4 Monate gesunken ist. (24 Jahre 9 Monate 1883, 24 Jahre 5 Monate 1888.)

Je nach den verschiedenen Industriezweigen steigt und fällt das Alter, in dem die jungen Mädchen anfangen, daselbst zu arbeiten. Die verhörte weibliche Arbeiterschaft der 12 Städte ergab im Durchschnitt 15 Jahre 4 Monate als Altersgrenze. In Philadelphia beträgt dieselbe nur 14 Jahre 11 Monate, in Newyork, Providence und Cincinnati 14 Jahre 10 Monate, in Savannah 17 Jahre 5 Monate, in San-José 17 Jahre 10 Monate und in Charleston 17 Jahre 10 Monate.

126 der Arbeiterinnen waren seit ihrem neunten Jahre in der Industrie thätig, 337 seit dem zehnten und 464 seit dem elften Jahre. 13 679 der Arbeiterinnen hatten zwischen dem dreizehnten und siebzehnten Jahre ihr industrielles Erwerbsleben begonnen. Die Zahl derer, welche über 20 Jahre alt waren, als sie Arbeit nahmen, war gering.

Im Durchschnitt war bis zur Enquête jede Arbeiterin 4 Jahre 9 Monate in der Industrie thätig gewesen, im Vergleich jedoch zu ihrem jetzigen Alter und dem, in welchem sie ihre Arbeit begann, 7 Jahre 3 Monate. Gegen 8000 (7887) Arbeiterinnen hatten bereits ein oder mehrere andere Gewerbe betrieben, ehe sie in die Industrie getreten, in welcher sie im Augenblick der Enquête thätig waren, 13 333, 77 pCt. der gesammten vernommenen Arbeiterinnen waren weniger als 7 Jahre und 31 pCt. weniger als 2 Jahre in der betreffenden Branche beschäftigt.

15 387 der Arbeiterinnen waren unverheiratet, 745 verheiratete Frauen, 1038 Wittwen, 43 geschiedene Frauen und 214 von ihren Männern getrennt lebende Frauen.

Die Mehrzahl der Arbeiterinnen, 14 918 leben in ihren Familien. 8754 führen ihren ganzen Verdienst an die Familie ab, 4267 haben die Wohnung frei und zahlen nur für Beköstigung, und nur 701 können den

vollen Verdienst in die Tasche stecken. Die übrigen 2509 Frauen haben ihre Unterkunft entweder in möblierten Wohnungen (Zimmern, Schlafstellen 184), in Pensionen (709) oder bei Familien (1616).

Besonders interessant und charakteristisch sind die Zahlen über den Gesundheitszustand der Industriearbeiterinnen.

Beim Eintritt in das industrielle Erwerbsleben hatten

gute Gesundheit	16 360 Arbeiterinnen
mittelmäßige Gesundheit	882 "
schlechte Gesundheit	185 "

Als die Enquête stattfand, stellte sich der Gesundheitszustand wie folgt:

gute Gesundheit	14 557 Arbeiterinnen
mittelmäßige Gesundheit	2 385 "
schlechte Gesundheit	485 "

Die Arbeiterinnen mit guter Gesundheit hatten also um 1803 oder über 11 pCt. abgenommen; die Zahl der Frauen mit mittelmäßiger Gesundheit war um 1503 oder 170 pCt., diejenige der Arbeiterinnen mit schlechter Gesundheit um 485 oder um 262 pCt. gestiegen.

Die bibelgläubigen Yankee's, welche gewiß so gut den Spruch kennen: „Wenn Menschen schweigen, werden Steine schreien“, sollten sie nicht auch meinen, daß solche Ziffern zum Himmel schreien, daß sie in bereiteter Weise die mörderische Quelle des maßlosen Reichthums etlicher Weniger benutzten, daß sie dringlich, ungestüm nach Abhilfe, nach Schutz verlangen?

Und noch wichtiger wird die Anklage, welche diese Zahlen erheben, wenn man bedenkt, daß die Arbeiterinnen durchschnittlich noch nicht einmal 8 Jahre industriell gearbeitet haben. Nicht 8 Jahre unter dem kapitalistischen Ausbeutungssystem sind genug, die Zahl der Arbeiterinnen mit schlechter Gesundheit um rund 262 pCt. steigen zu machen!

Und solchen Thatfachen gegenüber — leider giebt es noch schlimmere — giebt es noch Leute, welche nichts von einer Arbeiterschutzgesetzgebung wissen wollen, welche sich beim bloßen Gedanken krümmen, daß dem kapitalistischen Geier Fänge und Klauen gestiftet werden könnten!

Nicht die industrielle Arbeit an und für sich, nur die schlechten ungesunden, unmenschlichen Arbeitsbedingungen, die aus den Hundelöhnen folgenden miserablen Lebensbedingungen — und die einen wie die andern sind die Früchte der kapitalistischen Profitwuth — tragen Schuld, daß diese hunderte und tausende von Leben geschädigt und getödtet werden.

Auch in den Vereinigten Staaten ist es schlecht um den Lohn der Arbeiterinnen bestellt, und in diesem schlechten Lohn tritt uns eine Ursache des sich verschlimmernden Gesundheitszustandes entgegen.

Für 13 822 Arbeiterinnen berechnet ergiebt der Jahresverdienst einen Durchschnitt von 272 Dollars 45 Cents bei 36 Tagen Arbeitslosigkeit. In San-Francisco werden die höchsten Löhne, nämlich 359 Dollars 17 Cents gezahlt, bei 11 Tagen Arbeitslosigkeit. Richmond weist dagegen bei 30 Tagen ohne Arbeit den niedrigsten Jahresverdienst 209 Dollars 52 Cents auf.

Der Höhe ihres Jahresverdienstes nach klassifiziren sich die 13 822 Arbeiterinnen wie folgt:

Jahresverdienst Dollars	Zahl der Arbeiterinnen	Zahl der Tage ohne Arbeit
Unter 100	373	87
von 100—150	1212	58
150—200	2120	47
200—250	2647	38
250—300	2377	31
300—350	2066	27
350—400	1313	24
400—450	774	23
450—500	398	19
500 und mehr	537	15

Diesem mittleren Jahresverdienst von rund 272 Dollars (dem allerdings noch 40 Dollars als Einnahmen von Renten, Erbschaften und anderen „äußeren Einnahmequellen“, die übrigens wohl in den meisten Fällen sehr problematisch sind und durch Abwesenheit glänzen) steht nun eine mittlere Jahresausgabe von rund 352 Dollars gegenüber. Nämlich für

Kost und Wohnung	162 Dollars
Kleidung	79 "
Familienausgaben	73 "
Sonstige Ausgaben	38 "
zusammen	352 Dollars.

Ergiebt sich also im Durchschnitt pro Arbeiterin ein Defizit von 80 Dollars, das zwar durch die famosen „äußeren Einnahmen von Zinsen und dergl.“ auf 40 Dollars künstlich herabgeschraubt werden soll, das aber trotz des besten offiziellen Willens hier wie da Defizit bleibt.

Die Arbeiterin mag nur sehen, wie sie damit fertig wird. Mag sie das Loch im Budget durch Entbehrungen, Ueberarbeit u. zu verbinden suchen, oder mag sie es mit Hilfe der Prostitution füllen, vorausgesetzt, daß sie auf die eine wie die andere Weise der kapitalistischen Gesellschaft nicht unbequem fällt, sondern für sie die meiste, mit Butter versorgende Kuh bleibt, die Zitrone, welche sich den Saft auspresst und dann in den Rehricht werfen läßt.

Darf es diesem Abstand zwischen Einnahme und Ausgabe gegenüber Wunder nehmen, wenn der Bericht in bezug auf die Wohnungs- und Lebensverhältnisse der Arbeiterinnen konstatiert, daß „in den Städten, mit etlichen wenigen Ausnahmen, wie z. B. Philadelphia, die Wohnungen, besonders die der ärmsten Arbeiterinnen, fast stets in den düstersten und schmutzigsten Vierteln gelegen sind, in engen, überfüllten Straßen, wo sich Kricken und Spielstuden aneinander reihen. Das Innere entspricht dem Äußeren, der Fußboden ist naß und schmutzig, die Möbel unsauber, zerbrochen und zerklümpert, die Nahrung ist dürftig, besteht

aus Abfällen und schmacklosen Gerichten. Alles was man sieht, Alles was man hört und fühlt verräth das Elend und oft das Laster.“

Kann man es für baare Münze nehmen, wenn Carroll-Brigbt die Frage verneint, ob die Arbeiterinnen, auf welche sich die Enquête bezog, die Reiben der Prostitution vergrößern? Er beantwortet dieselbe, gestützt auf die Statistik über die reglementirte Prostitution, und schon daraus erhellt, daß seine Verneinung nur einen relativen Werth hat. Jedermann weiß, daß die Zahl der sozusagen staatlich geachteten und für gut befundenen Prostituirten in keinem Verhältnis zu der Menge derer steht, welche geheim und ohne Reglementation sich verkaufen und verkaufen müssen. Nicht alle der 13 822 Arbeiterinnen fühlen Anklage und Reizung, das Defizit von 80 resp. 40 Dollars abzuhungern und abzurufen. So lange die menschliche Arbeitskraft eine Waare bleibt, die auf dem Markte losgeschlagen werden muß, so lange wird auch die Frau der Eventualität ausgesetzt bleiben, sich als Waare verschachern zu müssen. Die Gesellschaft, welche ein System in Kraft läßt, das allem und jedem gegenüber nur den Baaren- und Prostituirtenpunkt kennt, hat jedenfalls kein Recht, sie dafür mit Steinen zu bewerfen, sondern alle Ursache, demüthig mea culpa, mea maxima culpa zu rufen.

Und bis sie zu der Einsicht gelangt, bis sie zu einer Entwicklung gelangt ist, welche nur die Beziehungen von Mensch zu Mensch kennt, wird eine gute und wirksame Arbeiterschutzgesetzgebung der Prostitution mehr entgegen arbeiten, als alle die Kreuzzüge, welche der Mehrzahl nach gewiß recht wohlmeinende Personen gegen „den Schandfleck“ der Gesellschaft predigen.

Ueber schwarze Listen

klagen auch amerikanische Arbeiterblätter. Wir lesen in verschiedenen derselben:

Es sind nicht allein die Maschinen und die anderen Fortschritte in der kapitalistischen Produktionsweise unseres Jahrhunderts, welche die Armeen der Arbeitslosen täglich vermehren, sondern auch die Furcht der Kapitalisten vor der wachsenden Arbeiterbewegung.

Diese Furcht und der Haß gegen die Mitglieder der Arbeiterorganisationen, welche hier und dort bei ihren Kämpfen gegen die ökonomischen Unterdrücker erfolgreich sind, veranlassen die Bosse (Unternehmer), wenn immer sie es ungestraft können, aufgeklärte, für die Besserung ihrer Lage agitirende Arbeiter zu verfolgen und sie zu vernichten, indem sie ihre Namen auf die „schwarze Liste“ setzen. Ein Mann, der von diesem Schicksal getroffen wird, ist bei der jetzigen umfassenden Organisation der Kapitalisten so gut wie vogelfrei.

Er ist, wenn er dabei verharren sollte, in seinem Gewerk zu arbeiten, unsäglich Qualen und Leiden ausgesetzt. Von Shop zu Shop (von Werkstätte zu Werkstätte) wandernd wird ihm, auch wenn für ihn Arbeit vorhanden ist, wie einem räudigen Hund die Thür gewiesen. Ueberall ist sein Name bekannt; allenthalben weiß man, daß er ein „gefährlicher Mensch“ ist, der die anderen Arbeiter zum Streik aufwiegelt, den Leuten die Köpfe verdirbt, sie zu Sozialisten, d. h. zu denkenden Wesen zu machen sucht, welche sich, wenn sie erst einmal ihre Rechte kennen gelernt haben, weigern, bei geringen Löhnen 12 bis 16 Stunden am Tage zu arbeiten. Er wandert dann von Stadt zu Stadt, aber allüberall findet er die schwarze Liste und wenn er sogar einen anderen Namen annimmt, oder seinen Bart abrasirt, resp. sich einen Vollbart stehen läßt, nichts schützt ihn auf die Dauer vor dem Erkenntnis, denn in vielen Branchen haben die Bosse „Arbeitsbücher“ oder „Certifikate“ eingeführt und wer nicht im Besitz eines solchen „Passes“ ist, wird unannäherlich abgewiesen, weil das Fehlen jenes Reumundzeugnisses so gut wie ein Beweis ist, daß der Arbeitssuchende ein „gefährlicher Mensch“ ist.

Derartige „schwarze Listen“ werden hauptsächlich nach verlorenen Streiks und in Szene gesetzten Lockouts (Aussperrungen seitens der Unternehmer) angefertigt und noch nach Jahren hält ihre vernichtende Wirkung an.

Die organisirten Brauer, Bäcker, Cigarrenmacher, Möbelarbeiter u. c., wissen davon ein Lied zu singen. Hunderte und tausende von Arbeitern, die einmal einen Streik oder Lockout mitgemacht haben, sind noch jetzt nicht wieder in ihrem Gewerke plazirt, obwohl über dem Ereigniß, welches sie auf die Strafe warf, Jahre dahingegangen sind. Manche von ihnen sind gänzlich verschollen, Andere haben ihrem Leben durch den Strick, eine Revolverkugel oder einen Sprung in das Wasser ein Ende gemacht, wie die Alten des Morguen-Verwalters und des Coroners amtes schwarz auf weiß darthun; viele haben auf dem mühevollen „Tramp“ (auf der Walze) durch das Land Beschäftigung bei den Eisenbahnbauten erlangt, soweit sie den Anstrengungen endloser Tagemärsche und dem Mangel an Brod und Obdach nicht erliegen sind; wieder andere ernähren sich durch Ausgrabung von Kellern bei Häuserbauten, durch Kohlenhauens, Steintragen und ähnliche schwere Arbeiten. Einigen ist es gelungen, von Freunden und Bekannten eine kleine Summe Geldes zu leihen, um eine Wirtschaft, einen Grüntram- oder Krämerladen, eine Zeitungsrunde oder ein Cigarrengeschäft zu beginnen, oder eine Anstellung als Versicherungsagent, als Buchverleger oder Hausfrau mit Spielzeug, „Novelties“ u. c. zu erlangen und auf diese Weise kümmerlich ihr Dasein zu fristen. Es giebt auch solche, die, nachdem ihnen alles nicht gelungen, sich von ihren Frauen und Kindern ernähren lassen müssen.

Wie viele Seufzer, Thränen, Flüche, hat nicht schon die „schwarze Liste“ einem großen Theil des Heeres der

Arbeitslosen ausgepreßt und wach' eine Saat des Hasses ist nicht durch sie im Emporwachen begriffen! Wenn, nachdem die Unterstützung aus der Streikliste versiegt und der Familienvater von der Suche nach Arbeit mit leeren Händen heimgekehrt, der hartberzige Hauspacha an die Thüre klopf, um in unerbittlichem Tone den Mietzins zu verlangen, die Frau des Ausgeschlossenen, des auf der „schwarzen Liste“ Stehenden um Gnade und Nachsicht bat, empört sich nicht da jedes menschliche Gefühl in der Brust des Verfolgten? Wie groß aber die Schaar derjenigen ist, welche Ursache haben, sich nach Aenderung zu sehnen, geht schon allein aus dem Umstand hervor, daß in Newyork jedes Jahr ungefähr 30 000 Familien wegen Nichtbezahlung der Miete auf die Straße geworfen werden und die Mehrzahl dieser Familienväter können nicht bezahlen, weil sie temporär arbeitslos geworden sind.

Die Gesetzgebung und das Proletariat im Klassenstaat.

II.

(Vergl. Nr. 13.)

hm. Wir haben im ersten Artikel den Nachweis geliefert, daß nicht nur die Umstürzler, sondern auch die künftigen Juristen die Gleichheit des Rechts für alle Klassen der Gesellschaft im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt des Staates fordern. Es liegt darin nicht mehr und nicht weniger als eine völlige Beurteilung des bestehenden Klassenstaates, nur muß man dabei die Gleichheit des Rechts nicht oberflächlich, sondern in echt wissenschaftlicher Weise erfassen.

Gleichheit des Rechts ist nämlich nicht, wie man noch häufig meint, gleichbedeutend mit jener rohen schematischen Anwendung der geschriebenen Gesetze auf alle Interessenkonflikte, mögen sie nun zwischen den Angehörigen der Bourgeoisie oder des Proletariats vorkommen. Diese Auffassung ist grundfalsch, schon deshalb, weil sie das Recht als etwas völlig Abstraktes, Immaterielles ansieht, das unbeschadet der ökonomischen Verschiedenheit der einzelnen Gesellschaftsklassen auf diese ohne weiteres angewandt werden kann.

Das Recht ist aber etwas sehr Konkretes, außerordentlich Materielles: es ist der Inbegriff der vom Staat als berechtigt anerkannten, ökonomischen, sittlichen und intellektuellen Interessen seiner Mitglieder, für die er mit seiner Autorität eintritt und deren Geltendmachung er erforderlichen Falls mit seiner Zwangsgewalt vertritt.

Gleichheit des Rechts ist deshalb auch wissenschaftlich genommen die gleichmäßige Anerkennung der Interessen der Bourgeoisie und des Proletariats durch den Staat, so weit keine dieser Interessen dem Staatszweck d. h. dem Wohle der Allgemeinheit zuwiderlaufen, sodann aber auch die Zulassung gleichen Schutzes dieser rechtmäßigen Interessen durch die Staatsgewalt.

Die Rechtsgleichheit in diesem Sinne aufzufassen, das wäre in der That zu viel von unserem Klassenstaate verlangt, dessen ursprüngliche und vornehmste Bestimmung es ist, womöglich ausschließlich den Interessen einer Klasse zu dienen; das hieße für ihn, sich mit eigener Hand den Dolk ins Herz stoßen; er vermag gar nicht dazu gelangen, die Ebenbürtigkeit der Interessen einer anderen, als der herrschenden Klasse zu begreifen. Was er als „berechtigter Interessen“ anerkennt, das muß ihm erst im heißen Kampf abgerungen werden. Er begnügt sich keineswegs damit, das Proletariat durch sein positives Recht zu benachteiligen, sei es nun, daß er es direkt schädigt, sei es, daß er dessen unmittelbarste Interessen ungenügend schützt; er geht weiter und macht es ihm so schwer wie möglich, sich sein Recht selbst da zu verschaffen, wo es ein solches besitzt.

Es ist oft darauf hingewiesen worden, sagt Professor Menger in seinem bereits erwähnten Buche (S. 12), daß das Einkommen des Armen nicht nur geringer ist, sondern daß es auch in seinen Händen einen relativ geringeren Werth besitzt, da er für seine dürftige Wohnung, Nahrung und Kleidung vergleichsweise viel mehr als der Reiche bezahlen muß. Dagegen ist noch niemals beachtet worden, daß der enge Kreis von Rechten, welche die Rechtsordnung den Armen zuweist, eine viel geringere Bedeutung hat, als wenn dieselben Befugnisse einem Reichen zustehen würden.

Man ist auf den ersten Augenblick versucht, diesen Satz für übertrieben zu halten, indessen weist sich seine Richtigkeit leicht nach.

Der von den römischen Juristen zuerst aufgestellte und dann in alle unsere neueren Rechtsgeschbücher übertragene Satz: „Rechtsunkenntnis und Rechtsirrtum schützt vor Strafe nicht,“ stellt sich bei näherem Zusehen als ein wahrer Galgenstrick heraus, an dem das Recht der Arbeiter systematisch erdroffelt wird.

Ist es an und für sich eine starke Zumuthung des Staates an seine Bürger, wenn er von ihnen verlangt, daß sie das von ihm verkündete Recht, das kodifizirt ganze Bibliotheken füllt und das auch der gedächtniskräftigste Jurist nicht im Kopfe haben kann, kennen sollen, so ist es gar ein wahrer Hohn, wenn er diese Forderung an die beschloßenen Klassen stellt, die er zu Arbeitsthieren degradirt und denen er weder die Mittel noch die Möglichkeit gewährt, sich auch nur den kleinsten Theil von Rechtskenntnis zu erwerben.

Verlangt der Staat die Kenntniss seines Rechts, dann hat er auch die Pflicht, es seinen Bürgern zu lehren, dann führe er die Rechtsbelehrung als Disziplin in die Schulen ein. Vorher aber kann und darf er die Rechtsunkenntnis nicht durch Verluste irgend welcher Art bestrafen. So

würde auch der Staat entschieden gehandelt haben, wenn er durch diesen Grundsatz nicht nur die Besitzlosen, sondern auch die besitzenden Klassen geschädigt haben würde. Da aber nur die ersten Klassen von Schaden durch die Befolgung dieses Grundsatzes betroffen werden, so nahm unser moderner Klassenstaat mit freudigem Willkomm diesen trefflichen Bundesgenossen aus der alten Römerzeit bei sich auf. Und es gehört wirklich kein großer Scharfsinn dazu dem Prinzip, daß sich Niemand mit der Unkenntnis eines gehörig bekannt gemachten, d. h. in irgend einem obskuren Amtsblatt veröffentlichten Gesetzes entschuldigen könne, seinen volksfeindlichen Charakter anzusehen. Ueberlegen wir uns einmal, welche Klasse wohl am wenigsten in der Lage ist, sich Gesetzeskenntnis zu verschaffen und wir erkennen sofort, daß sich dieser Grundsatz gegen das Proletariat richtet. Denn diese Klasse kann ihrer ganzen sozialen Lage gemäß am schwersten dazu gelangen, sich mit dem geschriebenen Rechte vertraut zu machen.

Die Gesetzesammlungen müssen für sie sieben mal verfestigte Bücher bleiben, nicht nur weil ihnen die Zeit fehlt, sie zu lesen und das Geld sie zu kaufen, sondern weil sie auch der nötigen Geistesbildung und Schulung ermangeln, um sie verstehen zu können. Und um ihr das letzte auf jeden Fall schwer zu machen, sucht man die Gesetze nicht in einer möglichst verständlichen, sondern in einer dem gewöhnlichen Mann recht unverständlichen Sprache zu schreiben. So ist es denn nicht weiter zu verwundern, wenn die besitzlosen Klassen jeder Rechtskenntnis bar sind und sich in Rechtsfragen allein von einem dunklen und oftmals recht trügerischen Rechtsgefühl leiten lassen.

Ganz anders steht es in dieser Beziehung um die besitzenden Klassen!

Diese werden schon durch die bloße Tatsache ihres Besitzes von Jugend an in eine innige Berührung mit dem Recht gebracht und ihr Interesse dafür geweckt. Die Bourgeois haben Zeit und Mittel, die Gesetzbücher zu kaufen und zu lesen, häufige Gelegenheiten Gerichtsverhandlungen mit beizuwohnen. Der Staat selbst bringt sie fogar in direkte Verbindung mit dem Rechtsleben, indem er sie als Schöffen und Geschworene bei der Rechtsprechung mitwirken läßt. Da ist es denn ganz natürlich, daß das Maas der Rechtskenntnis, über welches die Bourgeoisie verfügt, viel größer ist, als dasjenige, über welches das Proletariat gebietet. Die Folge davon ist, daß der Besitztende weniger oft in Konflikt mit dem Gesetz gerät, als der besitzlose Lohnarbeiter.

Wird aber auch der Besitztende einmal in einen Rechtsstreit verwickelt, dann ist er durch das Mittel seines Vermögens jeder Zeit in der Lage, sich einen Rechtsbeistand zu nehmen, während der Proletarier in gleichem Fall meistens hilflos und verlassen vor den Schranken des Gerichts erscheint.

Die Folge aller dieser Umstände ist dann, daß bei Interessentkonflikten zwischen Reich und Arm, die Rechtsfrage meistens schon zum voraus zu Gunsten der ersteren entschieden ist und daß die Rechtsverhältnisse der Armen sich bei ihrer Geltendmachung vor Gericht nur allzuhäufig in jener vernachlässigten und hoffnungslosen Gestalt präsentieren, wie der Körper der Proletarier bei der Aufnahme in die öffentlichen Heilanstalten (Menger VIII).

Mit der Charakterisierung dieses Mißverhältnisses zwischen Bourgeoisie und Proletariat in Bezug auf die Verfolgung ihres Rechts ist die traurige Lage, in welcher sich die besitzlosen Klassen überhaupt dem Recht gegenüber befinden, keineswegs in ihrem ganzen Umfang gekennzeichnet. Ebenso drückend ist für sie ein anderer Fehler unseres heutigen Privatrechtes: seine Unvollständigkeit.

Hervorgegangen aus dem Klassenkampf zwischen dem verrotteten Junkerthum und der aufstrebenden Bourgeoisie im Anfang des 19. Jahrhunderts regelt unser modernes Privatrecht die Interessen dieser Klassen; die Interessen des Proletariats dagegen, das damals erst im Entstehen begriffen und dessen Einfluß im sozialen Leben sich kaum bemerkbar machte, finden in dem Privatrecht dieser Epoche begrifflicher Weise noch keine Berücksichtigung. Inzwischen aber haben sich unsere wirtschaftlichen Verhältnisse in einer Weise geändert, daß die alten Klassegegensätze fast völlig verschwunden und ganz neue an ihre Stelle getreten sind. Dieselben erheben eine neue Regelung, d. h. eine Umgestaltung des Privatrechtes nach den augenblicklich bestehenden Machtverhältnissen. Die Rechtsentwicklung aber ist stehen geblieben, das Recht hat Dank der unwissenschaftlichen Ausbildung und des bürokratischen Geistes des Juristenstandes die soziale Entwicklung nicht mitgemacht, so daß heute die Bestimmungen des Privatrechtes wohl noch ein historisches Interesse besitzen, dagegen jeden praktischen Werth als Gesetze verloren haben und die besitzlosen Massen in vielen ihrer Interessen schädigen.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der einzelnen im Produktionsprozeß thätigen Personen, der Unternehmer zu den Lohnarbeitern, der Gutsherrn zu den Tagelöhnern u. haben sich mit der Umwandlung unserer Wirtschaft in die kapitalistische vollkommen geändert und es passen in Folge dessen auch die gesetzlichen Bestimmungen des Privatrechtes auf diese neuen Zustände nicht mehr, ja stehen oft dem in seiner Entwicklung nicht zu hemmenden Rechtsbewußtsein direkt gegenüber. Da aber die alten Gesetze noch in Kraft sind, so müssen sich auch noch die neuen Verhältnisse gefallen lassen, nach ihnen geregelt zu werden. Fehlt nun aber jede Bestimmung über die Regelung eines modernen Rechtsverhältnisses, so sind die Richter zur Anwendung der Analogie gezwungen, d. h. auf Verhältnisse, für welche das Gesetz keine Vorschrift enthält, die für rechtähnliche Verhältnisse gegebenen Vorschriften anzuwenden.

So wenig Einspruch man an und für sich auch gegen die Anwendung der Analogie erheben kann — denn kein Gesetzwerk ist so vollkommen, daß es alle möglichen menschlichen Verhältnisse zu berücksichtigen vermöchte — so sehr muß das deutsche Proletariat gegen die Bestimmung des Entwurfs des neuen bürgerlichen Gesetzbuches protestieren, wonach in Ermangelung spezieller Vorschriften, nach den sich aus dem Geist der Rechtsordnung ergebenden Grundsätzen geurteilt werden soll. Die notwendige Folge davon würde, wie Professor Menger treffend bemerkt, sein, daß ein großer Theil aller Rechtsstreite zwischen Besitzenden und Besitzlosen, für welche sich eine ausdrückliche gesetzliche Bestimmung nicht vorfindet, zum Nachtheil der letzteren entschieden wird. Das garantiert uns nicht nur der volksfeindliche „Geist der Rechtsordnung“, sondern auch die volksverwüstende „Geistlosigkeit“ der heutigen Juristengeneration.

Was allein helfen könnte, das wäre eine vollkommene Reform des bürgerlichen Rechts gemäß den heutigen Machtverhältnissen zwischen Bourgeoisie und Proletariat, aber zu dieser Arbeit sind, wie selbst Prof. Menger seinen Kollegen nachsagen muß, die schneidigen Staatsanwälte und Rechtslehrer von heute völlig unfähig. Die Arbeit, den vermoderten Formelkram aus dem Augiasstall der bestehenden Rechtsordnung herauszuschaffen, wird dem modernen Herkules, dem Proletariat, allein zufallen!

Zur Beachtung!

Auf vielseitigen Wunsch haben wir zum Aufhängen an der Wand ein Plakat (etwas höher und breiter wie unsere Zeitungsseite, auf starkem Karton) für die

„Berliner Volks-Tribüne“

und

„Berliner Arbeiterbibliothek“

in guter Ausstattung herstellen lassen. Wir senden dasselbe an alle unsere Kolporteurs, um es in besuchten Lokalen anzubringen, würden aber erfreut sein, wenn uns — besonders in Orten, wo „Volks-Tribüne“ und „Arbeiterbibliothek“ wenig gelesen sind — die Genossen Lokale (Restaurationen, Fabriken, Besenimmer u. s. w.) angeben würden, in welchen das Plakat angehängt werden kann. Wirthen und Vereinen, welche das Plakat auslegen, sind wir gern bereit, eine Zeit lang die „Volks-Tribüne“ gratis zur Einsichtnahme seitens der Gäste und Mitglieder zu liefern.

Die Expedition der „Berliner Volks-Tribüne“

Berlin, Oranienstr. 23.

Der heutigen Auflage liegt ein Prospekt des Diez'schen Verlags bei. Wir machen unsere Leser besonders hierauf aufmerksam.

Zunächst ist in der Manteuffelstr. eine Wohnung, bestehend aus 2 Stuben, Kammer und Küche, Preis 140 Thaler, zum 1. Juli zu vermieten. Näheres Exped. d. Bl.

Berliner Arbeiter-Bildungs-Verein.

General-Versammlung

am Mittwoch, den 16. April, Abends 8 1/2 Uhr, Schwedterstr. 23, bei Lehmann.

Tages-Ordnung:
1. Kassenbericht. 2. Wahl eines ersten Vorsitzenden. 3. Vortrag. 4. Diskussion. 5. Allgemeines und Fragekasten.

Der Vorstand.

Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.

Sonnabend, den 12. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, Holzmarktstr. 72.

General-Versammlung.

Tages-Ordnung:
1. Vierteljahresbericht des Vorstandes.
2. Ersatzwahlen zum Vorstande u. d. Revisoren.
3. Vorstandsanträge und Verschiedenes.
Mitgliedsbuch legitimirt.

Der Vorstand.

Stettin.

An alle Genossen, die im Jahre 1887 aus Stettin und Umgegend ausgewiesen wurden, richte ich die Bitte um Einsendung ihrer Photographie. Wir gehen hier mit den Gedanken um, ein großes Gruppenbild anfertigen zu lassen, möchten aber nicht gerne, daß uns einer der bewährten Genossen damaliger Zeit dabei fehlt. Um Einsendung der Photographien, sowie um Bescheid, wer ein solches Bild wünscht, erincht mit sozialdemokratischem Gruß

Georg Voigt,

Stettin, Frauenstr. 11.

Shlipse mit Monogramm

in blau, roth und schwarzer Farbe für den 1. Mai 1890

„Hochfeine Waare“ „Neues Muster“ versendet gegen Einsendung von 1,50 M. franko die Cravattenfabrik von

Carl Weich in Crefeld.

Größere Partien billiger.

Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager

von

O. Klein.

15. Mitterstraße 15.

Dieselbst Zahlstelle der Cigarren u. Bronceur (G. S. 60).

Grosse öffentliche

Kommunal = Wähler = Versammlung

Montag, den 14. April, Abends 8 Uhr, im Lokale des Herrn Schwarzmüller, Kolberger Salon, Kolbergerstr. 22.

Tages-Ordnung:

1. Die Bedeutung der Kommunalwahl. Refer. Stadtverordneter Bogherr und Restaurateur Wilhelm Gränzel. — 2. Diskussion. — 3. Verschiedenes.

Zur Deckung der Unkosten findet Teller Sammlung statt. Es ist Pflicht eines jeden Wählers des 42. Kommunalwahlbezirks in dieser Versammlung zu erscheinen.

N.B. Am Dienstag, den 15. April, Abends 8 Uhr, findet in Weimann's Volksgarten eine öffentliche Kommunalwähler-Versammlung statt, in welcher das Resultat aus den 42. und 32. Bezirk bekannt gegeben wird.

Filiale 1 (Süd) der Vereinigung der Maler u. s. w.

General-Versammlung

am Dienstag, den 15. April, Ab. 8 1/2 Uhr, in Hoffmann's Festhale, Oranienstr. 180.

Tages-Ordnung:

1. Vierteljahresbericht. — 2. Filialangelegenheiten. — 3. Verschiedenes.

Die Mitglieder werden gebeten, zahlreich zu erscheinen.

Die Bevollmächtigten.

Durch uns zu beziehen:

Übersicht über die Verhandlungen des Reichstages.

VII. Legislaturperiode, letzte Session 1889/90. 110 Seiten brosch.

Preis 50 Pf. mit Porto 60 Pf.

Expedition der „Berl. Volks-Trib.“ Berlin 80., Oranienstr. 23.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.

2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.

Herrmann Wuttke,

Friedrichsbergerstr. 20, pt.

Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein

Cigarren-Geschäft.

Carl Lehmann.

Brunnenstr. 83, dicht am Humboldthain

Allen Freunden und Genossen empfehle

Albert Auerbach,

Berlin S., Kottbuser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager

für Herren, Damen und Kinder.

Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Franz Beyer,

Prinzessinnenstr. 15 (am Moritzplatz)

empfehle:

Punsch und Rum, Originalflaschen 1.50.

Roth- und Ungarwein 1/2 Fl. 1.50.

Arbeitsnachweis für Tischler.

Der vom Fachverein der Tischler begründete Arbeitsnachweis befindet sich

Wallstr. 7-8.

Die Arbeitsvermittlung geschieht für Meister und Gesellen (auch Nichtmitgliedern) unentgeltlich. Die Adressenausgabe erfolgt an Wochentagen von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends, Sonntags von 9-11 Uhr Vormittags. Der Vorstand.

W. Gründel's Restaurant

(früher: R. Wendt.)

Dresdenerstr. 116.

Arbeitsnachweis und Verkehr der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Töpfer, Stellmacher, Sattler und Gärtner.

Reichhaltiger Frühstück-, Mittag- und Abendisch.

Borzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.

2 Billards und Kegelbahnen. — Saal zu

Versammlungen.

Fernsprech-Anschluß. Amt 9a. Nr. 578.

Frankfurt a. M.

Allen Freunden und Parteigenossen empfehle ich die „Berliner Volks-Tribüne“ und ganz besonders die „Berliner Arbeiterbibliothek“.

I. Serie 12 Hefte. Preis pro Heft 15 u. 20 Pf.

1. Heft: Ein sozialistischer Roman. 2. Heft:

Die Gewerkschaften, ihr Nutzen und ihre Bedeutung.

3. Heft: Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart. 4. Heft: Der Sozialismus in

Frankreich seit der Pariser Kommune. 5. Heft:

Charakteristyk aus der französischen Arbeiterbewegung. 6. Heft: Die Hausindustrie in

Deutschland. 7. Heft: Junker und Bauer. 8. Heft: Die

wirtschaftlichen Umwälzungen und die Entwicklung

der Sozialdemokratie. 9. Heft: Die Marx'sche

Werththeorie. 10. Heft: Die Sozialdemokratie

und der deutsche Reichstag. 11. Die soziale Frage

auf dem Lande. 12. Heft: Internationale Arbeits-

schutzgesetzgebung.

Möchte jeder Genosse dazu beitragen, daß die

Bibliothek jeder Arbeiter bekommt, denn unsere

Lösung muß sein: immer mehr Licht.

H. Faust,

Schäfergasse 15, 4. Et.

Frankfurt a. M.

Allen Freunden und Genossen empfehle meine

Restaurations.

Für gute Speisen und Getränke bestens geforgt.

Ein Vereinszimmer zu vergeben.

Otto Linke,

Forsterstr. 45.